BEYTRÄGE ZUR POESIE, MIT BESONDERER HINWEISUNG AUF GOETHE

Johann Peter Eckermann



Beyträge zur Poesie

mit

besonderer Hinweisung auf

Goethe

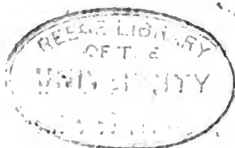
von

J. P. Eckermann.

„Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste.“

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1824.

Inhalt.



Einzelne Gedanken und Ansichten.

Alles künstlerisch Hervorgebrachte will als ein Ganzes wirken und hat das Einzelne oft nur einen Werth, insofern es zu Hervorbringung der beabsichtigten Totalwirkung das Seinige beyträgt; bey allem wissenschaftlichen, auf Belehrung abzielenden Vortrage hingegen liegt das Wirksame weniger im Ganzen, als im Einzelnen, weniger im System, als in der Kraft der einzelnen Gedanken, Ansichten, Lehrsätze. Das System will nur dienen, das Einzelne zur bequemen Uebersicht und Auffassung zu vereinigen und zusammenzuhalten.

Kunstregeln können überall nur Anwendung finden, wenn der Dichter mit Bewußtseyn und Besonnenheit zu Werke geht. In Fällen, wo der Dichter unbewußt, gleichsam instinctmäßig, das Rechte thut, bedarf es keiner Regeln, aber er wird ihnen gleichwohl völlig gemäß handeln.

Stets über alle Regeln erhaben ist die Erfindung; nur die Ausführung ist ihr unterworfen. Denn alle Regel setzt Willkür voraus, aber die Erfindung ist etwas durchaus Unwillkürliches.

Die Erfindung ist ein Tagwerden im Geiste des Dichters; er weiß nicht woher. Eine eigenthümliche kleine Welt sieht er aus der Dämmerung sich entwickeln und zuletzt in Klarheit vor sich liegen. Er erquickt und weidet sich daran, er möchte sie gern auch Andern zeigen.

Die Erfindung will ein aufgeregtes Gemüth, die Ausführung ein ruhiges.

Der Dichter, insofern er die Wirklichkeit

nicht gebrauchen kann, wie sie sich ihm darbietet, sondern insofern er bey Behandlung seiner Gegenstände läuternd, idealisirend, zu Werke gehen muß, ist einem Gebirge zu vergleichen, das die Verdünstungen des Meers als Regenwasser aufnimmt, aber in reinen klaren Bergquellen wieder hervorgiebt.

Gedichte pflegt man gewöhnlich Werke der Phantasie zu nennen, und doch giebt es Gedichte und zwar vortreffliche, woran die Phantasie nur sehr geringen Theil hat. Ueberall liefert ja die Phantasie nur ein Ingrediens, nur das empirische, nur den als Material zu verwendenden objectiven Stoff. Bey der Production selbst aber ist sie untergeordnet; sie spielt gleichsam nur die Rolle eines Kaufmannes, der seine Schätze darbietet; das Wählen und Verwerfen selbst aber steht bey Andern.

Man kann die Besonnenheit des Dichters nicht treffender characterisiren als Jean Paul, wenn er sagt, sie sey der Stand auf einer zweyten Welt um die eine zu bewegen.

Der Geist des Dichters muß ganz auf dem Gegenstande ruhen, den er bildend hervorbringen will. Alles was, außer dem Gegenstande, seine Geistesrichtungen hinnimmt, ist störend und also schädlich. Hieraus ergiebt sich, daß die Regeln, die ihn bey der Production leiten sollen, nicht einfach genug seyn können. Denn je mannigfaltiger und je verwickelter sie sind, desto mehr werden sie die Richtungen des Geistes auf sich und also vom Gegenstande abziehen. Die Regeln aller großen Künstler und Dichter sind daher einfach, wie sie sich solche gewöhnlich nach und nach selbst gebildet haben. Die Aesthetiker sollten sich dieses zur Richtschnur nehmen und nach gleicher Einfachheit und Einheit zu streben bemüht seyn. Aber ihre Vorschriften gleichen gewöhnlich den Recepten schlechter Aerzte, die wunder zu thun glauben, wenn sie recht Vieles durcheinander verschreiben. Durch Beydes aber wird kein gesundes Gedeihen befördert werden. Die zersplitterte Lehre solcher Aesthetiker sind Körner zu Staub zerrieben, Mehl, und zwar aus tausend Mühlen zusammengefegtes. „Aber

Mehl kann man nicht säen und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden."

Etwas Bedeutendes in Wissenschaft und Kunst kann nur auf dem Wege der Ursprünglichkeit, der unmittelbaren Anschauung, geleistet werden. Dichter, die aus einem Gedichte ins andere, Gelehrte, die aus einer Studierstube in die andere schreiben, werden schwerlich etwas Bedeutendes hervorbringen.

Es kommt nicht darauf an, daß wir viel wissen, sondern es kommt darauf an, daß wir viel leisten. Insofern aber unsere Leistungen aus unserm Wissen hervorgehen ist das Wissen unschätzbar.

Der Mensch ist nicht zum Wissen, sondern zur That berufen. Alles Wissen, wenn es gehörig seyn soll, muß demnach eine practische Richtung haben. Eine tüchtige Natur empfindet daher auch ein Unbehagen, wenn man ihr etwas aufdringen will, wovon sie nicht einsieht, wie es einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Lei-

stungen haben werde. Sie strebt überall nur dem Wissen nach, um darin für ihre vorhabende Thätigkeit ein bedeutendes Förderniß zu finden. Nur ein Ziel hat sie im Auge, alles hiezu Dienende wird aufgefaßt, alles Uebrige aber ausgeschlossen und zur Seite gelassen. Ja sie hat auch nur für alles in diese Richtung Gehörige Sinn und Gedächtniß, für alles Uebrige nicht. Mag man ihr den Vorwurf der Einseitigkeit machen, eine solche Richtung führt zur Tüchtigkeit, wenigstens in Einem; und der Mensch hat an einer Sache genug. Jarno sagt daher mit Recht: „Jetzt ist die Zeit der Einseitigkeiten, wohl dem, der es begreift und für sich und Andere in diesem Sinne wirkt.“

Auf welchen Zweig menschlicher Thätigkeit die Richtung eines Menschen aber auch gehe, es ist vor allen Dingen noth, daß er ein vollendeter Mensch sey. Alles was von äußerer Einwirkung dienen kann, um seine Kräfte zu wecken und zu üben, und die angeborene schöne Natur in ihm hervorzuhelfen und in aller Fülle zu entwickeln und zu vollenden, möge demnach

eintreten und seinen Einfluß äußern. Aber dieß nennen wir nicht Wissen, sondern Bildung.

Manche glauben für ihre Bildung wunderviel gethan zu haben, wenn sie nur ihr Begriffsvermögen geschärft und ihr Gedächtniß mit den mannigfaltigsten gelehrten Dingen angefüllt haben. Aber was soll man zu einer solchen Bildung sagen! Alle gesunde Menschennatur ist vielleicht dadurch überbaut, gelähmt oder gar getödtet worden; die Thoren! einen guten Rock haben sie hingegeben und einen Lappen haben sie bekommen.

Als ob Gelehrsamkeit Bildung wäre! — Es giebt Gelehrte, die, was die Gesundheit und Vollendung des innern Menschen betrifft, sich schämen müßten, wenn man sie wollte neben einen Bauern stellen. Sie würden sich freylich nicht schämen, sondern sie würden in ihrem Dünkel sich über jenen himmelhoch erhaben glauben; aber ich meine nur, wenn sie vor Gott ständen!

Es giebt Gelehrte, die in ihrer Bildung so weit gekommen sind, daß sie nicht mehr an Gott und ihre eigene Seele glauben! Das nenne ich doch Fortschritte! —

„Die Stufe der Bildung richtet sich nach der Höhe der Vorstellung, die wir uns von der Gottheit machen. Auf welcher Stufe der Bildung ein Volk stehet, sehen wir an seinen Göttern.“

Die Idee der Gottheit ist nur subjectiv; jeder bildet sie sich in seinem Innern so groß er sie fassen und ertragen kann und accomodirt sie sich im Uebrigen, wie sie ihm bequem und gemäß ist. Und für diese glückliche Einrichtung unserer Natur können wir ihre hohe Weisheit und Liebe nicht genug verehren! Denn träte sie uns entgegen von außen, in aller objectiven Größe und Wahrheit, wer wäre groß genug, sie zu fassen und stark genug, sie zu ertragen!

Das Leben ist der beste Schulmeister; Bücher wollen nicht viel verfangen; sie sind bloß

gut, daß wir das Leben verstehen und begreifen lernen.

Hat Gott mit Jemanden etwas Gutes im Sinne, so nimmt er ihn selbst in die Schule und erzieht ihn durch Schicksale.

In der Person des Wilhelm Meister sehen wir ein Individuum, das zur Erstrebung einer naturgemäßen Ausbildung auf das eifrigste bemüht ist, das aber, da es ganz auf sich selbst beruht, und die Mittel und Wege dazu lediglich seiner eigenen Wahl überlassen sind, häufige Mißgriffe thut und nur zum Ziele gelangt nach Ueberstehung mancher Irrthümer und Umwege.

Im Felix dagegen fangen wir an ein solches wahrzunehmen, das gleich von Anfang an, von den vollendetsten Männern geleitet, die, seinem Naturell gemäßeste, einzig richtige Ausbildung genießen kann, und demnach vor allen hindernden und zögernden Irrungen und Umwegen wird gesichert und verwahret seyn.

Gleichwohl ist der Weg, den unser Wilhelm hat wandern müssen, bedeutender, auch

führt er höher und weiter; aber ihn zu gehen, will eine hochbegabte Natur, will eine solche, wie wir sie im Wilhelm Meister wahrnehmen.

Ein so ungewöhnlicher Weg möchte nicht von einem Jeden mit Nutzen gewandelt und glücklich vollendet werden!

Wenn die Richtung unserer Neigungen und Bestrebungen im Thun kund giebt, wozu wir Anlage haben und geboren sind, so finden wir im Wilhelm Meister wohl Talent zum Dichter, nicht aber zum Schauspieler. — Denn die Richtung aller seiner Bestrebungen geht, wie die des Dichters, auf Bildung der Nation; die des Schauspielers hingegen, wenn sie gut ist, geht nur dahin, wie er seine Rolle spiele. Der Schauspieler erfaßt aus einem dramatischen Ganzen nur diesen oder jenen Character und er hat zu thun, sich mit diesem gehörig zu verständigen und abzufinden. Wilhelm Meister hingegen denkt hieran zuletzt; seine Hauptsorge ist, einzudringen in die Tiefe eines dramatischen Ganzen, die Natur aller Charactere vom ersten bis zum letzten zu fassen, zu ergründen und mir

dem Ganzen in Harmonie zu bringen. Er will die Rolle des Hamlet nicht spielen, wenn am Ganzen etwas gestrichen werden soll, ja nur unter dieser Bedingung will er überall die Bühne betreten. Für die gute Besetzung auch der kleinsten Rolle sorgt er mit Leidenschaftlichkeit. „Gefunden!“ ruft er, als ihm Serlo von der Declamation des Souffleur erzählt, „welch eine glückliche Entdeckung! nun haben wir den Schauspieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus recitiren soll.“ — Serlo hingegen, obgleich Director, versetzt hierauf in aller Ruhe: „man muß so viel Leidenschaftlichkeit haben wie Sie, um alles zu seinem Endzweck zu nutzen.“ Worauf Wilhelm wieder: „Gewiß ich war in der größten Sorge, daß vielleicht diese Stelle wegbleiben müßte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden.“

Und eben durch dieses leidenschaftliche Bestreben zur Wiederbelebung eines Kunstganzen, durch dieses edle Bemühen zur Bildung seiner Nation durch eines Theaters Gesammtleistung beurkundet er die Natur des ächten Dichters.

seinem Leben selbst erzählt. Homer, der alles menschliche Thun und Treiben, so wie die ganze Körperwelt umher bis ins kleinste Detail hinein aufgefaßt hat, wäre ohne jene Richtung, ohne jenes lebendige Interesse gar nicht denkbar. Shakspeare eben so wenig. Wie hat der nicht Alles durchforscht und durchbeobachtet vom Bedienten und Bierzapfer hinauf bis zum Regenten! Ein lyrischer Dichter ist ohne ein solches nach außen gerichtetes lebendiges Interesse schon eher zu denken, aber nur kein epischer oder dramatischer. Fehlt einem solchen diese so höchst wesentliche Richtung, so wird er mehr mit innerm Gehalt, als mit äußerm Stoff zu wirken suchen, wie wir solches an Klopstocks Messias sehen und zwar zum Nachtheil des Gedichts.

Der wahrhaft dichterisch wirken wollende Gehalt muß einer Wetterwolke gleichen, deren Strahlen immer auf die Erde herabschießen, aber nicht einer solchen, die nur in Lüfte und Wolken sich ausblitzet.

So wie aus einer gefüllten Electrisirmaschine die Funken nicht von selbst hervorsprühen, wie es vielmehr zu deren Entladung zuvor einer Berührung äußerer Dinge bedarf, so kann auch der Gehalt des Dichters aus dessen Innerm nicht von selbst hervorgehen, sondern es müssen Gegenstände daseyn, die ihn erregen und seine Kraft und Wirkung auf sich ziehen.

Der höchste Grad des bewußten Sehens findet dann statt, wenn wir bey Erzeugnissen der Natur aus dem Character der Theile den Character des Ganzen finden, dergestalt, daß es sich unsern Augen als ein in sich abgeschlossenes, beseeltes, eigenthümliches Wesen darstellet. Haben wir ein Erzeugniß der Natur so durchdrungen und seinen Character, seine Seele, so erkannt, so können wir sagen, wir sehen es mit Bewußtseyn.

Den Character der Theile eines organischen Ganzen begreifen wir weit leichter, wenn uns der Character des Ganzen früher gegeben wurde, als wenn wir letztern aus dem Character

der Theile erst finden müssen. Ist uns das innere Wesen eines Menschen klar, so begreifen wir sein Gesicht sehr bald; nun verstehen wir seine Stirn, seine Augen, seine Nase, seinen Mund; nun finden wir keine Einzelheiten mehr, sondern die größte Harmonie der Theile zum Ganzen. Hat aber Jemand den Character eines Gesichts nicht begriffen, so ist sein Sehen nur blind, es ist nur todtes Stückwerk, es ist nicht lebendig geworden.

Was vom Gesicht zu sagen ist, gilt auch vom Gedicht. Wie will man die einzelnen Theile verstehen, wenn man nicht den Geist begriffen hat, der dem Ganzen zum Grunde liegt.

Es liegt in dem Wesen eines rein objectiven Verfahrens, daß der Dichter Alles ruhig hinstelle, Irrthum wie Wahrheit und daß er nie selbst hervortrete und sage: dieß soll als Wahrheit angesehen und befolgt, und dieß als Irrthum erkannt und abgelehnt werden. Hierin sind sich alle rein objectiven Dichter gleich, Shakspeare wie Goethe, und Goethe wie Shak-

speare, es ist darin unter Beyden kein Unterschied.

Es giebt nicht bloß eine körperliche Objectivität, sondern auch eine geistige.

Wenn Jean Paul von den alten griechischen Dichtern sagt, daß sie die Neueren an Objectivität weit übertroffen, so kann er nur die körperliche, die plastische, im Sinne gehabt haben, und darin wird ihm Jedermann beyfallen. Hätte er aber seinen Ausspruch auch auf die geistige Objectivität ausgedehnt wissen wollen, so würde er sich später in seiner Abhandlung über die Charactere selbst widerlegt haben, indem er Homeren und Shakspearen die größten Charactere zugesteht, Goethen aber die wahrsten. Spricht er Goethen die wahrsten Charactere zu, so hat er ihm damit auch die höchste geistige Objectivität zugesprochen. Denn alle höchste Wahrheit ist ja nichts anderes als ein Resultat höchster Objectivität.

In manchen Aesthetiken findet man nur todtes Gliederwerk. In Jean Pauls trefflicher

Vorschule aber findet man den Geist, der dieses belebt und beseelt.

Bey einem vollendeten Geiste ist es immer ein Wunder wenn er fehlt, denn die Vollendung besteht gerade darin, daß er stets das Rechte zu treffen wisse.

Schriftsteller gleichen Schwimmern. — Die guten beherrschen das Element mit Leichtigkeit und haben das Haupt immer oben. Den schlechten hingegen macht's gewaltige Mühe, ihr Kopf ist oft ganz überwältigt und überspült, man sieht nur arbeitende Hände.

Goethe gleicht dem Schein der Sonne bey heiterm Himmel, Alles ist Klarheit, Ruhe und Milde.

Schiller einem stürmischen Tage, wo große Wolkenmassen ziehen und die Sonne selten hervorkommt.

Jean Paul einem nächtlichen Gewitter; ein leuchtender Blitz folgt dem andern, Alles ist Flamme.

Shakspeare einer hellen Mondnacht; Geister an allen Ecken und Enden, alles nächtliche Ungethüm losgelassen, der Tag wird erschrecken über ihre Thaten.

Zu einem großen Manne gehört nicht bloß ein großer Geist, sondern auch ein großer Character.

Man spricht von poetischem Genie und versteht dabey gewöhnlich nur Anlagen des Geistes. Man sollte bedenken, daß die Anlagen des Herzens einen nicht weniger wesentlichen Bestandtheil dazu ausmachen.

So wie es uns wohl wird in der Nähe eines guten Menschen, so wird es uns auch wohl bey einem Gedicht, das aus dem Herzen eines guten Menschen hervorgegangen.

„Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden regen darf" sagt Goethe; aber wer nach dem Characteristischen strebt,

fügen wir hinzu, dem steht die Mannigfaltigkeit einer ganzen Welt offen.

Mannigfaltigkeit ist kein Gesetz, sondern ein Resultat. Das Gesetz ist Einheit.

Jedes Gedicht, vom kleinsten bis zum größten, ist als ein Individuum anzusehen, das einen Character haben muß.

Was von Characteren und Begebenheiten gilt, daß nämlich eine Begebenheit an hundert Characteren todt vorüber gehen kann, den Einen aber, der ihr gemäß ist, entzündet und zu Thaten reizt, das gilt auch von der Bildung eines Geistes. — Hunderten kann dieselbe Lehre zu Ohren gehen, und es bleibt in ihnen Alles still und ruhig; aber dem Einen gehe sie zu Ohren und eine ganze Welt geistigen Lebens wird in ihm geweckt und erregt werden.

Das Gefühl ist nicht Criterium des Schönen, insofern von der Form die Rede ist; denn die Form will erkannt seyn und da ist erfor-

derlich ein sinniges Eindringen und Verglei-
chen der Theile zum Ganzen. Handelt es sich
aber von der Schönheit des Gehalts und ist die-
ser ein uns entgegengebrachtes Gefühl, so kann
ein solches Schöne nicht erkannt werden durch
Einsicht, sondern es muß nachempfunden wer-
den durch ein entgegenkommendes verwandtes
Gefühl. Will man daher erfahren, ob Liebes-
lieder schön sind, so frage man Liebende, nicht
aber Critiker, denen es vielleicht an solchen Ge-
fühlen mangelt. Ist das Gefühl ein zartes,
so ist Zartheit erforderlich, ist es ein tiefes, so
ist Tiefe erforderlich. Es kommt immer darauf
an, was grade im vorliegenden Fall als schöner
Gehalt verwendet worden. Denn das Gleiche
kann nur vom Gleichen wieder erkannt oder
empfunden werden, und eine mangelnde Kraft
läßt sich nicht vertreten durch eine andere.

Vom objectiven Stoff gilt dasselbe. Was
durch sinnliche Anschauung Schönes gebildet
worden, kann nur durch ein gleiches Vermögen
wieder in voller Lebendigkeit vor unser inneres
Auge treten und als solches geprüft werden;
wogegen aber, im Fall der Ermangelung, kein

Gefühl, keine Zartheit aushelfen kann. Und umgekehrt, was durch irgend ein Gefühl Schönes gebildet worden, kann auch nur dadurch wieder als schön empfunden werden, und alles Vermögen der sinnlichen Anschauung kann, im Fall der Ermangelung des erforderlichen Gefühls, nicht aushelfen. Wie oft aber Eins oder das Andere beym Critiker fehlt, davon geben verkehrte und unzulängliche Urtheile zu Tausenden Zeugniß.

Bey Prüfung eines poetischen Erzeugnisses sind vor allen vier Dinge zu beobachten:

Erstens, ob der das Ganze durchdringende Geist ein guter und ächt poetischer ist.

Zweytens, ob der dazu aus dem Innern des Dichters verwendete Gehalt gesund und menschlich vollendet, oder, im Fall er objectiv in Characteren erscheint, ob er durchaus deren eigenstem Wesen gemäß ist.

Drittens, ob der als Material verwendete äußere Stoff in völliger Wahrheit, Frische und Sinnlichkeit uns entgegentritt.

Und viertens, ob alles Vorstehende auf die angemessenste, faßlichste, vollendetste Weise zur Erscheinung gekommen.

Diese vier Dinge sind bey Prüfung eines poetischen Erzeugnisses vor allen zu beobachten.

Und da es nun, um ihrer im ganzen Umfange mächtig zu seyn, bey den gehörigen natürlichen Gaben keines geringen Studiums des innern und äußern Wesens der Poesie und ihrer verschiedenen Gattungen bedarf, so erfolgt, daß das Publicum im Ganzen auf Beurtheilung eines poetischen Erzeugnisses gar keine Ansprüche machen kann. Ein vernünftiges weiß sich auch zu bescheiden, es sagt bloß, das gefalle ihm und das gefalle ihm nicht, und legt dadurch an den Tag, wie es um seinen individuellen Geschmack aussieht.

Das Innere eines Menschen giebt sich durch nichts mehr kund, als durch sein Urtheil. Daran was Einer, als ihm gemäß, billigt, oder, als ihm nicht gemäß, ablehnt, legt er uns die Gestalt seines Innern klar und offen vor Augen.

Bey einem historischen Gemälde, wo uns an jeder Figur Verstöße gegen die Zeichnung des Nackenden entgegentreten, verweilet der Blick ungern, das Colorit mag übrigens noch so blühend und es mag von Seiten der Erfindung und Anordnung noch so viel gethan seyn.

Eben dieses gilt von einem größern Werk des Dichters. Stoßen wir bey jedem Schritt auf eine Verzeichnung in den Characteren, auf Fehler gegen die Wahrheit der menschlichen Natur, so mag die Sprache noch so tönend und glänzend, so mögen Erfindung und Anordnung noch so gut seyn, der Blick des Kenners mag auf solchen Productionen nicht verweilen, die Mängel in der Hauptsache verleiden ihm auch den Genuß am Uebrigen.

Blicken wir in eine vergangene Litteratur-Epoche, so sehen wir gewöhnlich nur Gutes, denn nur das Gute hat sich erhalten. Hätten wir aber in der damaligen Gegenwart gelebt, so würden wir, gleichwie in der unsrigen, vor dem Gewühl des vielen Schlechten, das gewiß auch der damalige Tag brachte, das Gute

kaum bemerkt haben. In der Gegenwart Lebende glauben daher gewöhnlich, die Litteratur sey im Sinken, eben weil ihnen täglich soviel Schlechtes entgegentritt. Ist aber die Gegenwart zur Vergangenheit geworden, so ist das Schlechte erloschen, die Nacht der Vergessenheit deckt es wie die natürliche Nacht alle Erscheinungen des Tags; aber das Gute, Aechte, Bleibende funkelt, glänzt und leuchtet aus der allgemeinen Nacht zu uns herüber wie Stern und Sternchen.

Das Wesen des Dramatischen, zumal wenn wir die Tragödien der Alten und Aehnliches der Neuern vor Augen haben, ist kein spielendes Reflectiren über Welt, Leben und menschliche Dinge und Thorheiten, sondern vielmehr ein leidenschaftliches Entgegenwirken und Widerstreben von Kräften, Characteren, wodurch hervorgebracht wird, was wir die Handlung nennen. Und wenn nun diese als Resultat, Ziel, Ausgang einzelner Charactere und des Ganzen die Gemüther im Tiefsten ergreift und erschüttert, ihr also die Wirkung des Ganzen vorzugsweise

zuzuschreiben ist; so beruhet hingegen das von Anfang bis zu Ende zu erregende, zu unterhaltende und zu steigernde Interesse auf dem Wege zu diesem Ziele, mithin vorzüglich auf dem Dialog, in welchem sich die Charactere mit ihren Verhältnissen und Willensrichtungen an den Tag legen. Dieser Dialog aber ist bedingt durch das Resultat, welches der Dichter im Sinne hat, jedes Wort muß dahin führen und also nothwendig seyn. Hiezu ist erforderlich große Besonnenheit des Dichters, die bey jedem Schritt stets das Ganze im Auge hat und dahin leitet. Ist hingegen der Dichter bey jedem einzuleitenden Gespräch sich nicht klar bewußt, wohin es führen und was es bezwecken soll, und fehlt ihm die besonnene Kraft, es, so wie er will und muß, mit Klarheit und Bestimmtheit durchzuführen, so wird der Dialog sich leicht vom Ziele verlieren und auf Dinge leiten, wie sie sich eben darbieten, die aber keineswegs in der Sache liegen und also nothwendig sind.

In solchem Fall ist der Dichter einem Reuter zu vergleichen, dem das Pferd nicht

geht, wie er will, sondern wohin es eben Neigung hat.

Die Darstellung von Characteren Schillerscher Stücke muß dem Schauspieler leicht werden, denn das Theatralische ist diesen Characteren angeschaffen. Ein Character dagegen von Shakspeare, von Goethe, erfodert etwas mehr; da ist große Wahrheit, scharfe Individualität, nichts Rhetorisches, sondern Natur, Leben, der Schauspieler muß ganz eingehen, sich ganz ablegen und verleugnen können.

Nun finden sich bey einer Bühne wohl ein, zwey, wenn es hoch kommt drey solcher Meister, solcher ächter Künstler; aber bey welcher Bühne fänden sich so viele um ein ganzes Stück damit zu besetzen? Ein Shakspearsches oder Goethesches Stück kann daher selten in solcher Vollkommenheit gegeben werden, als ein Schillersches.

Dazu kommt noch dieses: die Charactere der ersteren Dichter sehen wir mehr in Situationen des Lebens und der Ruhe, die Schillerschen aber mehr in Situationen leidenschaftlicher

Handlung. Das Spiel in Situationen des Lebens und der Ruhe aber ist schwer; alle Leidenschaft dagegen spielt sich fast von selbst.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß der Roman eine weit zartere Behandlung in Zeichnung der Charactere und Situationen zulasse, ja erfordere, als das Drama; vielmehr ist letzterem, um von der Bühne herunter auf die Menge zu wirken, eine etwas derbe kernige Zeichnung angemessen und zuträglich.

Die Charactere und Situationen im Drama können der tüchtigen Decorationsmalerey nahe kommen, die des Romans hingegen dürfen einem zarten Bilde von Raphael oder Correggio gleichen.

Dramatische Werke oder einzelne Scenen mit einer solchen Zartheit behandelt, sind zum Lesen vortrefflich, aber nicht zur Aufführung. Die zarten, im Lesen entzückenden Liebesscenen in Romeo und Julie, sollten sie auch wohl eine solche Wirkung hervorbringen von der Bühne herunter? sollte der süße Duft, der zarte Hauch da nicht ungenossen entfliegen?

Eine Poetik könnte man am natürlichsten und bequemsten in zwey Theilen geben. Im ersten müßte davon gehandelt werden, was der Dichter aussprechen solle; im zweyten davon, wie er es aussprechen solle.

Im ersten Theile würde demnach die Rede seyn von dem der poetischen Production zu Grunde liegenden allgemeinen Geist oder der Gedichtseele und zwar von ihrem jedesmaligen Character nach Verschiedenheit der poetischen Gattungen.

Ferner müßte im ersten Theile die Rede seyn: vom Gehalt, als demjenigen Material, was der Dichter aus seinem Innern verwendet. Es müßte vor Allem gezeigt werden, wie der Dichter seinen innern Menschen zu bilden und zu vollenden habe.

Drittens wäre im ersten Theile zu handeln vom Stoff, als demjenigen Material, was der Dichter aus der Fülle der äußern Welt hereinnimmt und verwendet. Es müßte gezeigt werden, wie der Dichter das Vermögen der Auffassung, und ferner, wie er die Trägerinn des Stoffes, die Phantasie, zu bilden habe.

Viertens müßte im ersten Theile nachgewiesen werden, woher der Dichter die Gegenstände der verschiedenen Dichtarten zu nehmen habe. Es müßten besonders nationale Gegenstände für's Epos und Trauerspiel nachgewiesen werden.

Im zweyten Theile sodann würde von allem auf Form und Darstellung Bezüglichen zu handeln seyn, als: von der Verkörperung der Gedichtseele im Allgemeinen, von der Form der Charactere, von den verschiedenen Dichtarten und ihrem Bau, von der Darstellung, Sprache, Styl, mit einem Wort von allem demjenigen, was erforderlich ist, damit das im ersten Theile Berührte uns im jedesmaligen besondern Fall auf die klarste, eindringlichste, genußreichste, schönste Weise entgegenträte.

Die Definition des Schönen will ich einem Aesthetiker gerne schenken, denn sie hilft so wenig um etwas Schönes hervorzubringen, als um etwas Schönes als schön zu erkennen. Wer Beydes nicht ohne Definition vermag, dem ist überall wenig zu helfen.

Niemand kann über den Horizont seines individuellen Seyns hinaus, Niemand sein eigenes Selbst überbieten, was er auch von Fremdem auf sich heranraffen und sich aneignen möge.

Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist.

Alles Studium der Alten, was hat es den Franzosen geholfen, sie sind doch immer nur Franzosen geblieben.

Gesetzt aber ein neuerer Dichter lieferte durchaus das Aechte, Ursprüngliche, Reinmenschliche; seine Zeit aber läge so sehr im Argen und wäre so sehr von aller Natur abgewichen, daß sie das Rechte nicht wollte anerkennen und gelten lassen, vielmehr etwas verlangte, daß ihrer eigenen Verschrobenheit gemäß wäre, würde da der Dichter nicht leicht auf Irrwege zu verleiten seyn, wenn er nicht einen festen Halt, eine sichere Norm hätte, wenn nicht die ewig auf das Rechte weisenden Alten da wären, in denen ihm eine ursprüngliche, reine, gesunde Men-

schennatur und zwar im schönsten Kunstgewande erhalten worden? Gewiß! Und schon aus diesem Grunde ist die Kenntniß der Alten so unschätzbar; denn was seit Jahrtausenden und zwar von den vorzüglichsten Geistern der Nationen als schön, vollendet, musterhaft ist erkannt worden, das muß doch wohl etwas Schönes, Vollendetes, Musterhaftes seyn, das wird doch wohl als untrügliches Vorbild dienen können. Die Alten können uns nichts geben, was wir nicht selbst besitzen, aber sie sind gut, daß wir uns selbst daran entwickeln und verstehen lernen.

Um etwas den Alten Aehnliches in der Poesie hervorzubringen, sind vor allen drey Dinge erforderlich:

In der Person des Dichters: angeborene schöne Natur, gesunde Vollendung, Einheit in der Richtung der geistigen Kräfte, ohne durch zu viel gelehrtes Treiben zersplittert zu seyn, Sinn für das Körperliche und die Schönheit der Form. Dann zur Ausführung: vielgeübte, vollendete Technik, helle Klarheit und hohe besonnene Kraft. Drittens endlich: ein Leben nicht

geringer, als das der Alten, und eine Religion und Heldensage der Poesie nicht weniger günstig.

Sind diese drey Dinge beysammen, so können wir gewiß seyn, daß Dichterwerke entstehen, die denen der Alten wenig nachgeben.

Man soll nie fragen: wie groß ist das was du hervorbrachtest, sondern: wie ist es in sich vollendet? überall nie das Product des einen Volks nach dem eines andern vergleichen und messen. Das deutsche Roß soll kein griechisches seyn, wenn es nur als deutsches vollendet ist. Wenn ich als Deutscher einen Habicht gebildet hätte und er wäre durchaus schön und vollendet, so würden meine Landsleute darum herum stehen und sich dessen freuen. Träte nun aber ein Weltdurchstreifer herzu und wollte der etwa hinwerfen: „Es ist doch kein griechischer Adler!" so würde jeder Verständige über den Thoren lächeln und sich sein Wohlgefallen an dem vaterländischen Product nicht verderben lassen.

Wenn wir Goethes Hermann und Dorothea mit der Odyssee vergleichen wollen, so können beyde Gedichte, was die Höhe des Gegen-

standes betrifft, sich nicht mit einander messen. Sehen wir aber auf die Gesundheit und Tüchtigkeit des uns entgegentretenden Lebens, so wie auf die Behandlung in der Darstellung desselben, so ist das eine Gedicht so vollendet wie das andere, und wir möchten den Griechen sehen, der aus Goethes Gegenstande etwas Besseres hätte machen wollen.

Das Beste in einem Verse ist nicht der Fuß, sondern der Gedanke. — Daß dieser klar, leicht und in unverletzter Natur in uns überfließe, ist vorzüglicher, als daß ein Fuß gerettet werde und auf der andern Seite die Klarheit, Leichtigkeit und Gesundheit des Ausdrucks dadurch verloren gehe.

Wir sollen aus einem großen Dichter nicht die Natur holen, sondern wir sollen aus ihm lernen, wie er die Natur angesehen und dichterisch aufgefaßt und verarbeitet hat; wir sollen lernen in der Natur und im Leben das Bedeutende zu finden.

Hätte Goethe sein nach vielen Seiten und Richtungen hin wirkendes Naturell bezwingen und immer nur sein poetisches Talent auf große imposante Stoffe verwenden wollen, so wäre er sicher im hohen Grade die Bewunderung der ganzen Nation, wie er es jetzt besonders nur derer ist, die ihn in seiner großen Gesammtwirkung zu fassen vermögen. Wüßte aber die Nation ihr Bestes und könnte die Zeit reden, so würde sie ihm gerade dafür, daß er sich nicht einer einzigen großen Bahn hingab, sondern nach vielen Richtungen hin sich versuchte und uns die Wege zeigte, nicht genug danken können. Er ist nun in mancher Hinsicht der Lehrer seines Volks und seiner Zeit, und das will mehr sagen, als wenn es hieße, er ist der deutsche Sophocles, der deutsche Homer. Solche Namen sind bald ausgesprochen; sprechen wir aber den Namen Goethe aus, welch eine Fülle von Wirkungen drängt sich da herzu, die erkannt seyn wollen!

Das menschliche Glück beruhet auf einem fortwährenden Steigen, in Erstrebung und Er-

reichung von immer noch etwas Besserem, Höherem. Derjenige Mensch, dem es zu Theil wird, in seinem Lebensglück stets stufenweise vom Geringeren zum Höheren zu steigen und nach und nach immer Besseres zu erreichen, wird der glücklichste seyn.

Es kann daher einem jungen Autor für das Glück seines Lebens nichts Schlimmeres begegnen, als wenn ihm bey seinem ersten Auftreten sogleich von allen Seiten das höchste Lob und der höchste Beyfall mit vollen Händen zugeworfen und ihm also an der Schwelle zu Theil wird, was das Ziel seines Lebens bekränzen sollte. Was bleibt ihm nun noch zu erreichen übrig? wird ihm nun nicht alles folgende Lob, zumal da es das erste wahrscheinlich kaum erreichen, viel weniger übertreffen wird, schaal und lau erscheinen? Eine lange Lebens-Cur wird es kosten, um diese Krankheit seines irdischen Glücks erst wieder zu heilen. Und ein großer Fond von Tüchtigkeit wird erfordert, daß er in seiner höheren Entwickelung überall fortstrebe.

Dagegen kann einem jungen Autor nichts Besseres begegnen, als wenn ihm bey seinem

ersten Auftreten nur karges Lob zu Theil wird und wenn es ihm gelingt, mit jedem folgenden Werk immer größeres Lob und immer mehr Liebe zu erlangen. Einen solchen preise man glücklich! —

Aus gleichem Grunde sind diejenigen Autoren zu beklagen, deren Werke durch einen falschen Schimmer von Schönheit für den Augenblick blenden und überraschen, die aber aus Mangel an innerer Tüchtigkeit sich nicht erhalten können und die immer geringer werden, je länger man sie betrachtet.

Diejenigen aber sind wiederum glücklich zu preisen, deren Werke anfänglich weniger erscheinen, als sie sind, weil die Schönheiten tief liegen und welche, um recht erkannt und gewürdiget zu werden, erst einer gewissen Zeit bedürfen. Solche Werke werden zur Freude des Autors in der Liebe des Volks immer zunehmen, je älter sie werden, und sein Ruhm und Glück wird wachsen mit dem Alter seines Lebens.

Bey dichterischer Zeichnung des Landschaftlichen, als einem solchen was nicht nach, son-

dern neben einander zur Anschauung kommen soll und bey welchem es also auf einen gewissen Totaleindruck ankommt, kann der Dichter nicht kurz und schnell genug zu Werke gehen. Mit wenigen treffenden Zügen muß Alles dastehen.

Bey Erklärung eines Kunstwerks kann man nicht behutsam genug verfahren, man muß es betrachten wie eine Blume, die man kaum mit den Fingern berühren mag, um ihre Schönheit zu zeigen. Was würden wir aber sagen, wenn Jemand, um uns die Schönheit einer Blume recht klar zu machen, das eine Blatt nach dem andern ausrupfen und vor unsern Augen zerlegen wollte?

Es ist ein großer Unterschied, ob Goethe sagt: „des mit leichtem Schilfkranze gezierten Hauptes geringe Wendung," oder ob es hieße: „die geringe Wendung des mit leichtem Schilfkranze gezierten Hauptes." Im erstern Falle sehen wir erst das Haupt und dann die Wendung und das ist natürlich und anschaulich. Im letztern Falle aber sollten wir umgekehrt erst die

Wendung und dann das Haupt sehen und das würde aller natürlichen Anschauung zuwider seyn.

Wer eine Sammlung von Gedichten etwa wie einen Roman oder ein Trauerspiel genießen und davon, indem er sie von Anfang bis zu Ende Eins hinter das Andere durchläse, für Geist und Gemüth eine ihm zusagende und ihn befriedigende harmonische Gesammtwirkung erwarten wollte, würde mit seinem Dichter, zumal wenn dieser nach einer gewissen lyrischen Objectivität gestrebt und also mehr aus Andern als aus sich selbst herausgesungen und Alles auf recht mannigfaltige Leser und Zustände berechnet hätte, sicherlich schlecht zufrieden seyn, ja Manches würde ihn vielleicht gar zurückstoßen.

Wären dagegen die Gedichte von einem Individuum solcher Art, das, bey einer gewissen einseitigen Richtung seiner Natur, wenig verändert erschiene und das nur immer die Fülle eigenen Geistes und eigener Gefühle dahinzuströmen begriffen gewesen, so würde der Leser, sobald das Naturell des Dichters seinem indivi-

duellen Geschmack überall nur zusagte, sich im Ganzen weit befreundeter und befriedigter füh-len.

Ein Leser von melancholischem Gemüth wird an solchen Gedichten Genuß finden, die durchgehends einen Hauch von Schwermuth und sanfter Klage an sich tragen; ein anderer von heiterer Sinnesart dagegen wird nach solchen greifen, in denen Scherz und muntere Laune vorherrschen, einem liebenden Gemüth werden Gedichte der Liebe behagen. Denn wir suchen, was uns gemäß sey. Ist nun in einem Dichter für das Eine oder Andere eine vorherrschende Richtung vorhanden, und läßt er nur stets diese eine Richtung eigener Subjectivität walten, so daß aus allen seinen Gedichten fast nur eine Stimmung dem Leser entgegen kommt, so kann er gewiß seyn, daß er Leser findet, denen er ganz und gar zusaget, die er ganz und gar ausfüllet, die ihn vor allen Andern sich auserwäh-len. Auf solche Weise aber werden recht viele Dichter erforderlich, damit für alle Richtungen des menschlichen Interesses ein Gemäßer vor-handen sey.

Wollte nun ein großes vielseitiges Talent dasjenige als einzelnes Individuum unternehmen, was wir sonst nur von Vielen geleistet sehen, wollte es nämlich, mit Hintansetzung eigener Individualität, nur für Andere leben, nur für Andere dichten, Alles nur auf mannigfaltige Leser, Zustände und Stimmungen berechnend, und so den großen Kreis menschlichen Interesses allein ausfüllend; so müßte es zwar Verzicht leisten mit jeder Gabe Allen gefallen zu wollen, aber es könnte doch gewiß seyn, daß Alle etwas Gemäßes in ihm fänden. Ein solcher Dichter würde der Dichter der ganzen Nation seyn.

In diesem Falle befindet sich Goethe. Jeder kann sich aus ihm herauslesen, aber für Jeden ist nicht Alles. Jedes seiner Gedichte erwartet den gemäßen Leser, es will ähnliche Zustände, verwandte Stimmungen. Aber dann wird auch Alles lebendig, Alles treffende Wahrheit. Das Leben muß diese Gedichte aufschließen, so wie sie aus dem Leben und dem Mitgefühl mannigfaltiger Zustände hervorgegangen. Wer an Allen und zwar zu jeder Zeit den würdigen Genuß finden soll, der muß sie mit den

Augen reiner Kunstliebe zu betrachten im Stande seyn.

Manche Schrift wirkt nicht sowohl unmittelbar durch sich selbst, als vielmehr als anregende, das Gute veranlassende. Auf diese Weise kann auch die schlechte ihr Gutes haben.

Jeder Irrthum läßt sich ablegen, sobald er nur kein mit unserer innersten Natur verwachsener ist. Man verzeihet daher einem jungen Autor, bey dem übrigens Alles wohl steht, gern eine irrige Ansicht, die er jeden Augenblick ablegen kann.

Bey dem großen Einfluß, den Stand, Lebensart, und vieljährige Beschäftigung auf die Denkungs- und Gesinnungsweise des Menschen ausüben, und umgekehrt, da die Wahl des Standes, der Lebensart und Beschäftigung häufig von der natürlichen Richtung des Menschen auszugehen pflegte; und demnach in beyden Fällen zwischen dem äußern Stand und Wirkungskreis eines Menschen und seinem innern Cha-

racter eine gewisse Harmonie im Leben zu erblicken ist, muß auch ein Dichter bey Erfindung der Form seiner Charactere nach Erreichung einer solchen Harmonie trachten. Erst dann werden wir sagen, daß auch die äußere Wahrheit seiner Charactere vollendet sey. Anders denkt der Krieger, anders der Kaufmann, anders der Prediger, anders der Rechtsgelehrte, anders der Arzt, anders der Künstler. Bey Allen kann der innere Character, die Richtung des Willens, gleich seyn, aber er wird uns doch mit einer gewissen verschiedenen Färbung entgegentreten, wie sie von seinem Stande und seiner Beschäftigung herrührt.

Soll der Mensch in seiner Lebensthätigkeit Glück und Frieden finden, so muß sie den Richtungen seiner Natur gemäß seyn, der Geist muß ihn dazu treiben, und auch nur in diesem Fall, wo denn die Einheit des ganzen Menschen auf die That geht, sehen wir das Rechte, das Tüchtige, das Außerordentliche entstehen.

Ist dagegen die Lebensthätigkeit des Menschen seinen Kräften zuwider, ist er dazu nicht

durch den Geist, durch die Richtung seiner Natur, sondern durch äußere blinde Nöthigung getrieben, so entsteht das Halbe, Unzulängliche, Verkehrte, wovon die Welt leider nur zu voll ist; denn in solchem Fall ist der Mensch bey der Ausübung nicht mit der völligen Einheit seiner Natur, seine Kräfte sind mit dem zu Vollbringenden in keinem Verhältniß oder gar in Zwiespalt, er ist, wie Goethe sagt, abgesperrt von sich selbst. Dieß ist ein höchst unglückseliger Zustand, vor welchem Jeden sein guter Geist bewahren möge.

Nicht die Idee macht den Dichter, sondern ihre Darstellung. Eine dichterische Idee hat mancher, aber es fehlt ihm die Gabe, sie zur Erscheinung zu bringen. Deshalb sagt auch ein Leser, der seine Ideen im Dichter findet, Dieß oder Jenes sey recht aus seiner Seele, aus seinem Herzen gesprochen.

Der Styl, als worunter wir das höchste Verfahren dichterischer Darstellung verstehen, ist objectiv mannigfaltig, die Manier subjectiv ein-

seitig. Der Styl ist sich selbst verleugnend, nur für den Gegenstand lebend, die Manier aber kann man egoistisch, das Eigenthümliche des Gegenstandes zerstörend nennen.

Die Manier ist ein gefärbtes Glas; mag man hineingießen, welchen Wein man wolle, er wird immer nach dem Glase aussehen; der Styl aber ist ein durchaus ungefärbtes klares Glas, das jeden Wein in seiner reinsten ursprünglichsten Farbe wird erscheinen lassen.

Bey der Manier; als auf der Persönlichkeit des Dichters ruhend, muß das Individuum Alles gut machen. Ist es ein hohes, bedeutendes, wie Schiller, so wird auch eine eben so hohe und bedeutende Manier hervorgehen.

Von Schillern läßt sich sagen, er spreche immer so schön als er könne, von Goethen, er spreche immer so schön als er müsse.

Eine bedeutende, Alles verschönernde Manier wird bey geringen Gegenständen dem An-

scheine nach über den ächten Styl den Vorrang gewinnen; so wie Wasser in ein Glas gegossen, das die Farbe des Weins hat, wie Wein erglänzen wird, während es in einem ungefärbten reinen Glase immer nur Wasser bleibt.

Wer das Wesen der Dinge dem Scheine vorzieht, wird ewig dem ächten Style huldigen und erschiene er noch so geringe, nie aber der Manier und erschiene sie in ihrer höchsten Pracht.

Der Styl will nie sich selber darstellen, sondern immer nur die Sache. Man kann daher eigentlich auch nicht von einem geringen Styl sprechen, sondern nur von einem geringen Gegenstande.

Wäre Goethen bey der Schöpfung der Auftrag geworden, etwa die Geschlechter der Vögel hervorzubringen, so sähen wir Alles, wie wir es nun haben, die Raben schwarz, die Sperlinge grau, den Pfau in seinem prangenden Schmuck, Alles verschieden, Alles dem jedesmaligen Gegenstande gemäß, und wir erfreuten

uns, wie wir es nun der Natur verdanken, einer bis ins Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit, die ewig neuen Genuß gewährt, nie ermüdet.

Der Styl will eine erregbare und dabey tief eingehende Natur; er will Studium und tiefste und umfassendste Kenntniß des Gegenstandes. Er will ferner einen dem Talent völlig angemessenen Stoff, denn sonst wird es ihn nicht bis ins Innerste durchdringen können. Er will endlich bey der Production selbst harmonischen Gesammtgebrauch der höchsten Kräfte.

Der Styl ist nicht zu denken ohne Mannigfaltigkeit, denn er schließt sich auf das Innigste an seine Gegenstände; nicht ohne Idealität, denn er geht hervor aus der Seele der Dinge; nicht ohne Wahrheit und Tiefe, denn er entspringt aus der innersten Erkenntniß. Ferner ist der Styl nicht zu denken ohne Klarheit, denn er geht hervor aus einem deutlichen Bewußtseyn; nicht ohne Energie und Ausdruck, denn er möchte die geheimste, eigenste

Natur der Dinge hervorkehren; endlich nicht ohne Ruhe und Leichtigkeit, denn er ist von seinem Gegenstande Herr.

Es ist für einen aufstrebenden jungen Dichter nichts Köstlicheres als ein solches höchstes Verfahren eines großen Meisters, das wir Styl nennen. Aus der immer neuen Behandlung jedes neuen Gegenstandes lernt er das enge, gleichsam durchwachsene Verhältniß zwischen Inhalt und Form. Und ein solches Muster ist über alle Nachahmung erhaben, denn wo soll er es fassen, es ist ja ewig neu, ewig ein anderes. So ist Goethe. Jedes seiner Werke trägt in der Behandlung einen anderen Character, immer gemäß dem Geiste, von dem es ausging. Wer dieses Verfahren begriffen, der kann sagen, daß er in das Künstlerische der Poesie eingedrungen.

Wenn es die Natur beym Menschen auf Entwickelung aller in ihn gelegten Kräfte und Anlagen abgesehen hat, und wenn ferner anzunehmen ist, daß sich alle Kräfte weit schneller und in einem weit höheren Grade durch Wider-

spruch und Anfeindung entwickeln, als durch ein willfähriges schmeichelndes Entgegenkommen; so ist es für die Entwickelung der menschlichen Kräfte wohl als ein Glück anzusehen, daß die Natur ihm nicht sowohl stets als ein freundliches liebendes Wesen entgegenkommt, als daß ihre Elemente vielmehr eben so häufig als Gefahr drohend und anfeindend sich ihm in den Weg stellen.

Von der Erde reden wir nicht, die Berge stehen auf guten Füßen und die Ebenen sind wohl gegründet, sie erweiset sich stets als friedliches geduldiges Element; der Mensch mag sich mit ihrer Fläche oder mit ihrer Tiefe befassen, er mag Steine und Erz aus ihrem Schooße brechen, oder er mag mit Hacke oder Pflug ihren Rücken furchen, immer ist sie willig und duldend, nie feindlich dem Menschen widerstrebend; weshalb denn auch seine Kräfte an ihr zu entwickeln ihm stets nur in geringem Maaße gelingen wird.

Das feindliche Element des Feuers dagegen weiß ihn schon ganz anders anzuregen. Er hat zu thun, daß er es in gehörigen Schranken halte, und wenn er hiebey nicht auf seiner Hut

war, und es der Flamme gelang, zum Ungeheuer zu wachsen und zerstörend und verschlingend um sich zu greifen, so hat er zunächst zu thun, daß er es bändige und überwinde, sodann aber, daß er das Zerstörte wieder herstelle. Beydes veranlaßt die Entwickelung der mannigfaltigsten Kräfte.

Das Element der Luft ferner, wenn es sich in gewaltigen Strömungen feindlich erweiset, weiß den Menschen nicht weniger zu mannigfaltigem Gebrauch von Kraft und List anzuregen, wie uns dieses Niemand besser bestätigen kann, als das gewandte Volk der Schiffer, welches sich lebenslänglich mit Stürmen zu befassen und herumzuschlagen hat.

Vor allen aber wirkt zur Entwickelung der menschlichen Kräfte das feindliche Element des Wassers. Mag es in Regen, Schnee oder Hagel auf den Menschen herabstürmen, oder mag es aus Flüssen und Strömen über seine Besitzungen zerstörend hereinbrechen, er muß sich auf alle Weise zu sichern und zu vertheidigen suchen. Gegen Regen, Schnee und Hagelschauer sichert er sich durch Kleidung und Obdach, gegen die ver-

derbliche Wuth der Flüsse und Ströme verthei= digt er sich durch Deiche und Dämme. Beydes veranlaßt die Entwickelung der mannigfaltigsten Kräfte. Soll ferner das Wasser seinen Wünschen und Richtungen nicht überall als hemmendes Wesen in den Weg treten, will er nicht am Ufer eines jeden Stromes stille stehn und seinem Vordringen ein unüberschreitbares Ziel gesteckt finden, so muß er sich diesen Feind abermals zu unterwerfen suchen, so müssen Brücken und Schiffe vorhanden seyn, die ihn hinübertragen. Bedenkt man nun, welch ein ungeheures Aufgebot entwickelter Kräfte und Erfindungen erforderlich ist, um nur eine Brücke, um nur ein Schiff zu bauen, und welche Fähigkeit und Gewandheit ferner erforderlich wird, ein Schiff nun auch gegen den Andrang von Strom und Wellen glücklich hindurch zu bringen, so wird man abermals zugeben, daß wir den Anfeindungen und Hemmungen des Wassers keinen geringen Grad unserer Entwickelung zu verdanken haben.

Und so wird denn aus allem Gesagten hervorleuchten, daß sich Feuer, Luft und Was=

ser auch in ihren feindlichen Einwirkungen auf den Menschen, zu seiner Entwickelung und Bildung in nur denkbarer höchster Gunst erweisen.

Alles in der Natur deutet auf Verkündigung eines Vermögens, eines Könnens. Der Baum treibt seine Aeste und Zweige so hoch als er vermag, er hält sich so lange als er vermag, auch unbemerkt und unbenutzt, in nie betretenen Waldungen zu vermodern bestimmt, hat er stets das Seinige gethan und dem Himmel gezeigt, was er vermochte. Alles will seine Kräfte äußern, Alles will zeigen, was es zu thun im Stande ist.

Dem Menschen geht es nicht anders. Das Leben beglückt, aber es befriedigt nicht; nur das Vollbringen und Schaffen, nur die That vermag Beydes. In ihr findet er seine Bestimmung, seine Würde, sein Glück, seinen Frieden. Ja wir sehen einzelne energische Naturen hierin so weit gehen, daß sie, mit Versäumung alles Lebensgenusses, bloß im Thun

und Vollbringen leben und auch alles Uebrige hierin finden.

Das Vollbringen des Menschen aber ist höchst mannigfaltig, und muß es seyn, die Welt bedarf es so. Deshalb treibt der Geist den Einen zu dieser Thätigkeit den Andern zu jener, stets gemäß den Kräften, womit die Natur den Menschen vorzugsweise ausgestattet, damit nirgend eine Lücke gelassen, nirgend eine Stockung fühlbar werde.

Eine jede in das Welt- und Menschenwesen wohlthätig eingreifende Thätigkeit ist demnach hoch zu achten, keine zu verkennen.

Gesetzt aber sie würde auch verkannt, so würde sie dennoch nicht unterlassen bleiben; denn dem Menschen, sobald er über das Gewöhnliche hinausragt, wird die That als That genügen.

Dieses sehen wir besonders an allen edlen Dichtern, die, wenn auch hart gescholten, dennoch stets das Tüchtige wieder bringen und die sich durch keinen Widerspruch und keine Anfeindung von ihrem einmal im Auge habenden Ziele verleiten lassen.

Das Leben verfließt und rauscht vorüber; aber die That ist bleibend.

Vier, in einem nahen Bezug auf einander stehende, große Ansichten ziehen sich durch das Reich der Goetheschen größten Productionen gleich vier großen Strömen.

Die erste ist: Sich nicht dem Wissen und Beschauen hinzugeben, sondern dem Leben und der That.

Die zweyte: Keine menschliche Anlage zu unterdrücken oder zu mißleiten, sondern jede in naturgemäßer Richtung auf das Vollendetste zu entwickeln, damit jeder Mensch an seinem Platz stehe und die That etwas werth werde.

Die dritte: Auch das Hemmende und Feindliche in der Welt als Förderniß zum Leben und zur That hochzuhalten und zu verehren.

Die vierte: Das Böse aber dennoch auf alle Weise zu bekämpfen, alle Tugend dagegen als heilig und unverletzlich zu hegen und zu beschirmen, damit das Gute, als Ziel und

Zweck, stets die Oberhand behalte und zum Heil der Welt obsiege.

Diese vier in einem nahen Bezug auf einander stehende große Ur-Ansichten ziehen sich durch das Reich der Goetheschen größten Productionen gleich vier großen Strömen hindurch; aber damit wollen wir nicht sagen, daß nicht noch viele andere eben so große darin anzutreffen.

Werther scheitert nicht sowohl, weil er, wie Schubarth ausspricht, ein freundliches Verhältniß zur Natur sucht, diese aber, feindlich gesonnen, ihn von sich stößt und auf ihn selbst zurückwirft; sondern weil er bey seinen bedeutenden Anlagen und Fähigkeiten keinen Wirkungskreis hat, worin er sie anwenden und wodurch er sich selbst aufrichten möchte. Ueberall bemerken wir ja im Leben vorzüglich nur bey solchen Personen Lebensüberdruß, die keinen Wirkungskreis, die nichts zu thun haben, bey Andern dagegen, die recht thätig in's Leben umher eingreifen, ist auch die Lust und Freude am Leben recht zu Hause. Auch der Faust scheitert vorzüglich, weil sein Wissen keine praktische Richtung

hat; wie denn diese herrliche Ansicht bey Goethen so vorherrschend ist, daß wir auch im Wilhelm Meister und in den Wanderjahren dieselbe Tendenz einer wohlthätig in das Leben umher eingreifenden Thätigkeit ausgesprochen finden. Durch kein Buch wird man mehr angeregt etwas Tüchtiges zu unternehmen und auszuführen, als durch die Wanderjahre. Ueberall ruft uns der Dichter die anregenden und belebenden Worte entgegen:

Und dein Streben seys in Liebe,
Und dein Leben sey die That.

Es ist mit einem großen mannigfaltigen Dichterwerk wie mit der Natur. Aus beyden lassen sich manche Tendenzen herauslesen, aber nur eine ist die richtige.

Der Mensch ist geneigt, in der Natur stets ein Gleichniß seines eigenen Zustandes zu finden. Werthern, in seinem Frieden, erscheint die Natur allbelebend, allernährend, allbeglü-

ckend, allliebend. Demselbigen Werther aber, in seiner ihn verzehrenden Leidenschaft, erscheint sie als ein Alles verschlingendes Ungeheuer.

Die Natur aber, sowohl im Erschaffen als im Zerstören, ist immer liebend, auch ihre feindlichen, aufreibenden, zernichtenden Kräfte haben wir zu verehren; denn sie hat es darauf abgesehen, daß recht viele Geschlechter, eins nach dem andern, an der Wonne des Daseyns Theil haben sollen. Pflanzen, Thiere und Menschen, alle müssen nach einem auf eine Weile ihnen gegönnten Seyn wieder hinab, Eins muß dem Andern Platz machen. Denn die Erde ist nicht groß genug um alles Lebendige und Lebenwollende für alle Ewigkeit zu halten und zu hegen.

Im Faust sehen wir Goethen auf der Höhe dieser eben ausgesprochenen Ansicht, denn wir finden das zerstörende Princip mit Gott im besten Vernehmen. Im Werther scheint Goethe sich noch nicht zu dieser Ansicht erhoben zu haben, im Fall nämlich die Ansicht Werthers von der Natur als einem Alles verschlingenden Unge-

heuer, als Ansicht des Dichters könnte betrachtet werden. Aber dieß läßt sich nicht annehmen und sagen. Denn Werther sieht in der Natur nur ein Gleichniß seiner eigenen ihn verzehrenden Leidenschaft, und Goethe, wenn er auch schon zur Zeit des Werther zu jener hohen Ansicht im Faust gelangt war, mußte doch den Werther in seinem Irrthum gewähren und reden lassen.

Mag die Cultur noch so hoch steigen, höher kann sie nicht kommen als bis zu dem Punkt, wo wir auch das in der Natur und im Leben uns begegnende Feindliche, Hemmende, Zerstörende als nothwendig und heilsam verehren, so daß wir überall nichts als Harmonie erblicken, und selbst der Teufel und alles ihm zugeschriebene Wirken untergeht und zusammenfällt in eine allliebende Gottheit.

Ist man zu dieser Ansicht durchgedrungen, so ist weiter keine Philosophie vonnöthen; denn man wird mit Gott und der Welt sodann im besten Frieden leben, und wir werden nicht

kleinmüthig zagen und staunen, wenn etwas einfällt, das der befangene, beschränkte Mensch mit einer liebenden Gottheit nicht zu reimen und zu vereinigen weiß.

Natur und Kunst in der Poesie.

Der Streit über Natur und Kunst, in so weit er die Poesie angeht, wäre, dünkt mich, leichter zu schlichten, wenn man die Bestandtheile eines Gedichts gehörig trennte und jeden in dieser Hinsicht besonders betrachtete.

Sodann würde sich ergeben, daß beym poetischen Geist und Gehalt, als unwillkürlichen Hervorgehungen aus dem Innern des Dichters gar von keiner Kunst die Rede seyn könne, indem beyde ganz auf dem Naturell des Talents beruhen und angeboren seyn müssen. Ferner würde sich ergeben, daß der Stoff, als etwas von der Natur und dem Leben Geliefertes, gleichfalls stets Natur seyn müsse, wiewohl eine dem

poetischen Geiste gemäße, gewählte. Endlich aber, daß bey der Form, als wodurch der poetische Geist, Gehalt und Stoff zur Erscheinung kommen und der Welt als ein neues, genußreiches, selbstständiges Ganzes entgegentreten, gar nicht von Natur die Rede seyn könne, indem die Form so wenig ein Erzeugniß der äußern Natur als etwas Angebornes ist, vielmehr ein durch vieljährige Bestrebungen vorzüglicher Talente Gebildetes.

Der poetische Geist, der Gehalt, der Stoff, sind also nie Kunst, sondern stets Natur. Die Form aber ist nie Natur, sondern immer Kunst. Freylich ist auch die Form ein nach Gesetzen der Natur und des menschlichen Geistes Hervorgebrachtes, aber sie ist nie Natur selbst. Der poetische Geist, der Gehalt, der Stoff sind aber Natur selbst; erstere angeborene des Dichters, letzterer objective, von außen sich anbietende. So kann man den Honig der Bienen Natur nennen, aber nicht die künstlich geformten Zellen, in denen er enthalten, so den Wein Natur, aber nicht das schön geschliffene Glas, worin er uns zu erhöhtem Genusse gereicht wird.

Diejenigen Dichter nun, welche glauben, es müsse in einem Gedicht Alles Kunst seyn, auch der poetische Geist, auch der Gehalt, auch der Stoff, gerathen auf seltsame Irrwege. Alle Gedanken und Gefühle erhalten ein verschrobenes Ansehen, der Natur und dem Leben vertrauen sie eben so wenig als ihrem Geist und ihren Gefühlen, Beydes erscheint ihnen gemein, sie künsteln so lange daran herum, sie schrauben es so lange über alle Natur hinaus, bis nichts Natürliches mehr daran ist; aber nun glauben sie, es sey ideal, es sey Kunst. Wenn solche Dichter Maler wären, sie würden nicht mit reinem Grün, Blau und Roth malen, nein! das wäre ja Natur, das wäre gemein! sondern sie würden sich ein eigenes Grün, Blau und Roth zu erfinden suchen, ein seltsames, duftiges, überirdisches; das würden sie ideal, das würden sie Kunst nennen. Aber kein gesundes Auge würde dadurch erquickt werden, es würde sich mit Unbehagen davon hinweg wenden.

Ein Dichter aber, der auf rechtem Wege begriffen, sucht die Kunst bloß in der Form und Darstellung, im Uebrigen läßt er die Natur wal-

ten, er bringt uns sowohl die Natur seines Geistes und seiner Gefühle als auch die von außen sich ihm darbietende unverfälscht entgegen. Er ist eben so weit entfernt, ein Gedicht allen Bestandtheilen nach, durchaus für ein Kunstproduct als durchaus für ein Naturproduct anzusehen; er hält vielmehr dafür: ein Gedicht sey ein aus natürlichen Elementen künstlerisch Gebildetes.

Wiederum sind diejenigen Dichter auf einem Irrwege, welche dafür halten, an einem Gedicht müsse nicht bloß der allgemeine Geist, der Gehalt, der Stoff Natur seyn, sondern auch die Form. Diese werden alle Form vernachlässigen, und nur ihre eigene und die äußere Natur walten lassen, wie sie sich ihnen eben darbietet, wie es ihnen eben bequem ist. Freylich ist die Form immer nur Mittel zum Zweck, freylich ist die Hauptsache an einem Gedicht der Inhalt, der Geist, die Ansichten, die Gefühle, mit einem Wort, das dem Leser entgegentreten sollende Leben; aber es ist ein großer Unterschied, wie es ihm entgegentritt, wie geläutert, wie geordnet, wie frisch, wie eindring-

lich. Dieses Alles giebt aber die Form, und man soll sie daher als ein höchst wirksames Mittel zu erhöhtem Genuß des dem Leser dichterisch entgegengebracht werdenden Lebens hoch halten. Alle Zeiten und Völker haben dieß empfunden, indem sie nie einem Dichter den höchsten Rang zugestanden, der nicht auch zugleich groß in der Form war.

Warum sind die Gedichte der Alten so musterhaft, als eben deswegen, weil die reinste Natur des Gehaltes und Stoffes in der vollendetsten Form sich uns darbietet. Hier finden wir Natur und Kunst im schönsten Bunde. Der ächte Dichter denkt und empfindet nicht nach Gesetzen, vielmehr sind seine Gedanken und Gefühle ganz wie die eines jeden andern vollendeten Menschen, ganz Natur, aber er bringt sie nach Gesetzen seiner Kunst zur Erscheinung.

Alle dichterische Kunstform aber erscheint dann am vollendetsten, wenn sie als Form selbst gar nicht bemerkt wird, wenn vielmehr das Leben des Gedichts uns unmittelbar entgegenzutreten scheint. Dieß kann aber nur geschehen, wenn der Dichter die Form im weitesten Sinne ganz

und gar so in seiner Gewalt hat, daß er sie mit der höchsten Leichtigkeit zu handhaben und zu beherrschen weiß. Eine solche Vollendung kommt aber nicht von selbst, sie wird nicht angeboren, sondern sie ist nur das Resultat des tiefsten Studiums, der beharrlichsten Uebung, des emsigsten Fleißes.

Ueber zwey dramatische Gattungen.

Wenn wir betrachten, was uns an Leistungen im dramatischen Fach, namentlich im Tragischen, sowohl der alten als neuern Zeit Musterhaftes vor Augen liegt, so unterscheiden wir hinsichtlich des Gegenstandes und der Behandlung vorzüglich folgende zwey Haupt-Gattungen:

Erstens diejenige, welche darstellt: einfache Handlungen und Schicksale einzelner Individuen in sich abgeschlossen und gesondert, ohne einzugreifen in das reiche Leben umher. Das Resultat des Ganzen ist eine einfache Handlung, ein Schicksal. Die Darstellung beschränkt sich auf den einfachsten gradesten Weg dahin. Da ist kein ruhiges Verweilen, kein ruhiges Blicken

in die Welt umher, Alles wird zur Seite gelassen, die Richtung geht immer grade aus, gleichsam drängend und eilend zum Ziele. Der Dialog ist leidenschaftlich, stets das eigentliche Verhältniß der Personen erfassend und zur Sprache bringend, alle Abschweifung vermeidend, nur das Nothwendige ergreifend. Leidenschaftliche Wirkung nach einer Richtung hin, ist das Characteristische dieser Gattung. Treffende Beredsamkeit darf nicht fehlen. Die Tragödien der Alten, die Nachahmungen der Franzosen und Anderer, ferner die Schillerschen Stücke und von Goethe der Tasso, sind dahin zu zählen.

Zweytens unterscheiden wir diejenige Gattung, welche zum Gegenstande hat: nicht Darstellung einfacher Handlungen und Schicksale einzelner Individuen, herausgeschnitten und abgesondert von der übrigen Welt umher; sondern vielmehr Darstellung eines ganzen Lebens im Einklange mit der übrigen Welt; eine ganze Zeit kommt zur Anschauung, eine große Ansicht der Welt und menschlicher Dinge wird gegeben. Und wie nun bey der ersten Gattung rasches Forteilen zum Ziele, leidenschaftliche Wirkung nach

einer Richtung hin characteristisch ist; so ist hingegen der Character dieser Gattung: ein breites Auseinandergehen nach allen Seiten, ruhiges Verweilen, Zeichnung von Zuständen und Situationen. — In der ersten Gattung herrscht strenge Einheit, hier höchste Mannigfaltigkeit, so weit die tiefliegende Grundidee es nur irgend zuläßt. Dort wird die Absicht des Dichters in leidenschaftlichen, scharf in einander fließenden Scenen klar ausgesprochen; hier ruhet sie in der Tiefe der ruhig gezeichneten, gleichsam stumm sprechenden Situation. Jene Stücke gleichen einer seidenen Schnur, die überall offen daliegt; diese einer Schnur, von den mannigfaltigsten Perlen bedeckt, dem Auge entzogen. Goethes Faust hohes Muster in dieser Gattung, ferner die Shakspearschen Stücke.

Der Character der ersten Gattung ist Ernst, der Character dieser Gattung hingegen ist Spiel und daher auch bey weitem poetischer. Dort ist strenge Oeconomie, um nicht zu sagen Dürftigkeit; hier Reichthum und verschwenderische Fülle. Jene Stücke können auch als Werke der Rhetorik noch gefallen und wirken, bey diesen

hingegen muß die reichste mannigfaltigste Schöpfungskraft des Dichters quellen. Wer nicht fähig ist, ein characteristisches Lied zu machen, der lasse diese Gattung unberührt. Denn wenn die Characterzeichnung in Stücken der ersten Art sich durch die Willensrichtung der Personen fast von selbst macht, so erfordert die Characterzeichnung in Stücken der zweyten Gattung ein weit frischeres Leben, eine weit mannigfaltigere Farbengebung. Man erinnere sich nur der Charactere des Faust und des Tasso; welch' ein Unterschied in Mannigfaltigkeit, Frische und Leben! — In dichterischer Hinsicht ist diese letztere Gattung ohne Zweifel vorzüglicher; die erstere aber dagegen in Hinsicht auf theatralische Wirkung.

Denn Leben ist poetischer als Thun; Handeln aber erregt mehr Interesse als Leben. —

Um uns Beydes anschaulich zu machen, versetzen wir uns im Geiste etwa auf einen Jahrmarkt, auf ein Volksfest, wo sich das mannigfaltigste Leben entwickelt. Da sind Buden, Zelte und Belustigungen mancherley Art. Da wird gekauft, dort sitzen behaglich Zechende, dort fröhlich Scherzende, dort ist Musik und Tanz.

Da sehen wir einen lauschenden Kreis von Zuhörern einen Zitterbuben umstehen, dort macht ein Taschenspieler seine Künste. Die mannigfaltigste Menschenmasse bewegt sich auf und ab, wir fehlen auch nicht und ergötzen uns an dem Leben zu allen Seiten. Denn Leben ist poetischer als Thun.

Nun aber erhebt sich ein Zwist, ein heftiger Wortwechsel macht sich laut, streitende Partheien stehen wider einander, es kann zu Thätlichkeiten kommen! — Da strömt nun Alles zusammen, die Käufer verlassen die Buden, die Zechenden ihre Sitze, Tanz und Musik stocken, Alles drängt hinzu, den Streit zu hören und zu sehen, wo es hinauslaufe. Denn Handeln erregt mehr Interesse als Leben. —

Wir kehren wieder zurück und bemerken noch, daß die Handlung in Stücken der ersten Art sich offen und ausführlich vor unsern Augen entwickelt und darlegt, so daß wir den ganzen Verlauf von Anfang bis zu Ende und zwar bis ins kleinste Detail hinein, klar überschauen können; wogegen aber die Handlung in Stücken der zweyten Gattung sich außerhalb der Scene

entwickelt und fortbildet, und nur in Hauptmomenten, in Resultaten, hervortritt, so daß wir am Ende wohl die Handlung sehen, aber nicht den Weg dahin.

Und Beydes liegt in dem Character der jedesmaligen Gattung.

Denn wenn bey Stücken der ersten Art Alles auf strenge Nothwendigkeit geht, so wird auch die Zahl der Personen nur auf so wenige beschränkt seyn, als zur Hervorbringung der einfachen Handlung durchaus erforderlich sind, mithin auf sehr wenige. Und da kann denn Alles sehr wohl abgekartet und durchgesprochen und vor Augen gelegt werden, so daß unserer eigenen Ausbildung nichts übrig bleibt.

In Stücken der zweyten Gattung aber, in denen ein ganzes Leben zur Anschauung gebracht werden soll, wo die höchste Mannigfaltigkeit und Fülle characteristisch ist, und wo mithin auch die verschiedensten Charactere sich bewegen und kund thun müssen, wie wollte man da zu einer so ausführlichen Entwickelung und Ausbildung des Einzelnen Raum und Zeit finden!

Nur Andeutungen können gegeben werden, welchen nachzugehen und welche weiter auszubilden der Phantasie des Lesers überlassen bleibt. Und darin eben liegt die schöne Tiefe dieser Gattung, die man aber von Stücken der ersten Art in dieser Hinsicht nicht verlangen soll. Man denke nur an die unendlichen Tiefen des Faust! Was bleibt da nicht Alles von unserer eigenen Phantasie auszubilden! Von dem Moment an, daß Gretchen von Faust verlassen wird bis zu der Scene im Kerker, was liegt da nicht von Leben, Handlung und Schicksal in der Mitte! Der Tod ihrer Mutter, die Ermordung des Kindes, dann ihre eigene Flucht und unseliges Umherirren bis sie gefangen wird, wenn das Alles sollte entwickelt und ausgebildet werden bis ins Kleinste, das könnte noch ganze Stücke geben! Goethe aber hat alles dieses nur kaum angedeutet und dadurch einen Hintergrund gebildet, wie er nicht besser seyn kann, und wie er noch ergreifend und erschütternd genug wirket.

So viel für dießmal über das Characteristische zweyer dramatischer Gattungen.

Flachen Tadel poetischer Charactere gerügt.

Der höchst unverständige Tadel, womit man dichterische Charactere häufig dergestalt belegt, daß man etwa sagt: der Held des Stücks gefalle uns nicht, er sey doch kein guter Mensch, er habe doch so viele Schwächen und dergleichen mehr, entspringt gewöhnlich aus der Meinung, als würden alle Charactere vom Dichter deshalb hingestellt, damit man ihnen als vortrefflichen Mustern solle nachwandeln.

Diese Meinung ist aber ganz irrig; denn wenn wir auch zugeben, daß Charactere uns oft als Muster zur Nachahmung dienen sollen, so sind doch andere bloß deshalb hingestellt, damit wir Fehlerhaftes und Hassenswürdiges an ihnen

verabscheuen und fliehen. Sie sind also keine Muster zur Nachahmung, sondern zur Warnung.

Der Dichter nämlich, so wie er nur in das Leben hineinblickt, braucht nach Verwirrung und Unheil, worin die Menschen befangen sind, sich nicht lange umzusehen, es tritt ihm überall entgegen. Er sieht Gute darin verstrickt und die Besten leiden, dieß geht ihm zu Herzen und er möchte zur Rettung seiner Mitmenschen, zur Verhütung ähnlicher Verwirrung, ähnlichen Leidens, seinerseits gerne etwas unternehmen. Er hat dem Unheil nachgespürt und die Quellen entdeckt, aus denen es hervorgeht; diese möchte er gerne für immer zugetreten sehen.

Er sieht, wie gewisse menschliche Bestrebungen und Handlungen jedesmal in Verwirrung und Verderben führen, weil sie entweder des Menschen natürlicher Richtung oder seiner sittlichen Bestimmung zuwider laufen. Er will davor warnen!

Beydes kann er nicht besser, als wenn er eine solche Bestrebung in ihrer wahrsten Natur und Gestalt zu entwickeln und darzustellen sucht,

damit der in einer ähnlichen Richtung Begriffene bey Zeiten seinen Weg erkenne und davon ablenke. Und wenn er ferner die aus einer solchen Richtung hervorgehenden heillosen Folgen auf die lebendigste, erschütterndste Weise sucht vor Augen zu stellen, damit das Resultat der Handlung von der Handlung selbst zurückschrecke.

Da nun zu beyden Dingen Wahrheit der Darstellung das erste Erforderniß ist, und der Dichter nur dadurch auf uns zu wirken vermag; so muß er auch die Natur seiner Charactere so bestimmen, daß wir ein solches heilloses Factum aus ihrem innersten Wesen als natürlich und unvermeidlich hervorgehen sehen.

Denn jede Handlung ist das Resultat der Charactere. Sie ward so und nicht anders, weil die Charactere, die sie hervorbrachten, so und nicht anders waren.

In Goethes Clavigo sehen wir ein Factum, wie es aus Treulosigkeit und Characterschwäche, in seinen Wahlverwandschaften ein solches, wie es aus Mangel an Selbstbeherrschung hervorging. Hätte nun Goethe, um gewissen Personen zu gefallen, dem Character des Clavigo

mehr Treue und Festigkeit und dem des Eduard mehr Leidenschaftlosigkeit und Selbstüberwindung gegeben, so hätten natürlich beyde Facta nicht hervorgehen können.

Mag es Personen geben, die jene Charactere hassen, ja das sollen sie sogar, es ist gewissermaßen Absicht des Dichters; aber mögen sie nur nicht verlangen, daß der Dichter sie hätte sollen anders machen; denn dadurch legen sie weiter nichts an den Tag als das Geständniß, daß sie in das Wesen einer dichterischen Darstellung durchaus keine Einsicht haben.

Bey Beurtheilung eines dichterischen Werks muß immer die erste Frage seyn: was hat der Dichter mit dem Ganzen gewollt. Ist uns dieses klar, und finden wir die Intention gut und löblich, so möge sodann die zweyte Frage entstehen: wie die Natur der Charactere beschaffen, damit das dargestellte Factum als natürlich und nothwendig aus ihnen hat hervorgehen müssen. Finden wir nun die Charactere in solcher Wahrheit gedacht und gezeichnet, daß die Handlung als ein Resultat ihrer tiefsten Natur betrachtet werden muß; so haben wir Ursache, den Dich-

ter auf das Höchste zu loben, wenn auch das Wesen dieses oder jenes Characters der Art seyn sollte, daß wir ihm nicht eben unsere besondere Zuneigung und Liebe schenken.

Dieß ist, wie gesagt, auch nicht die Absicht des Dichters. Er will weniger, daß wir solche Charactere lieben, als daß wir Fehlerhaftes und Hassenswürdiges an ihnen verabscheuen und fliehen sollen.

Daß aber der Dichter solche Charactere im Uebrigen mit manchen Liebenswürdigkeiten ausstattet, davon liegt der Grund in Folgendem.

Charactere nämlich, deren Mängel zur Warnung dienen sollen, müssen im Uebrigen gut und liebenswürdig seyn, damit diejenigen, auf welche sie wirken sollen, Aehnlichkeit mit ihnen empfinden, sich an ihre Stelle setzen mögen, ja sich selbst getroffen fühlen. Denn die Poesie, sobald sie eine sittliche Wirkung im Auge hat, kann überall nur auf solche Gemüther wirken wollen, die noch Zartheit und Empfänglichkeit genug besitzen, um auf ihre Stimme zu hören und die noch willig genug sind, sich von ihr zum Bessern leiten zu lassen. Auf schlechte, verstock-

te und böse Gemüther hingegen wird der Dichter nie wirken wollen, denn solche bekümmern sich viel um Poesie und Dichter.

Wollte nun ein Dichter solche Charactere, deren Mängel zur Warnung dienen sollen, auch im Uebrigen hassenswürdig schildern, so würde die sittliche Wirkung durchaus verfehlt werden, denn kein Guter würde Aehnlichkeit mit ihnen empfinden und sich getroffen fühlen.

Ferner müssen gedachte Charactere im Uebrigen gut und liebenswürdig erscheinen, damit die reinsten vortrefflichsten Menschen, mit denen sie in Berührung stehen, überall zu ihnen ein Verhältniß und mit ihnen eine Gemeinschaft haben mögen. Vor Mephistopheles schaudert Gretchens reine Natur zurück, von Faust aber wird sie angezogen.

Endlich: Je reiner eine Sache, desto auffallender und verhaßter ist der geringste Schmutzflecken; je liebenswürdiger ein Character, desto mehr fallen seine Fehler und Schwächen in die Augen und desto lebhafter wünschen wir sie hinweg. Will daher ein Dichter gewisse Fehler und Schwächen als hassenswürdig erscheinen las-

sen, so kann der Character, an welchem sie sich offenbaren sollen, im Uebrigen nicht rein und liebenswürdig genug seyn.

Vorstehendes über den Tadel einzelner Charactere Ausgesprochene möge genügen, selbigen in seiner ganzen Grundlosigkeit vor Augen treten zu lassen.

Ueber den Ausgang tragischer Charactere.

Der Eindruck, den Personen bey ihrem letzten Scheiden zurücklassen, ist ein bleibender; denn sie kommen nicht wieder, um ein in uns erregtes trauriges und niederbeugendes Gefühl wieder zu heben, zu besänftigen und auszusöhnen.

Das Ende tragischer Personen ist daher das Wichtigste der ganzen Tragödie, und hierauf vorzüglich beruhet des Ganzen Eindruck.

Soll nun dieser ein ächt poetischer seyn, so darf uns der Anblick eines unglückseligen Geschicks, dem eine geliebte Person unterliegt und womit sie also scheidet, nicht niederbeugen oder gar empören.

Und hier eben bewährt sich die ächte Poesie, die Größe des Dichters.

Wie hilft sich nun die ächte Poesie, der wahrhaft vollendete Dichter?

Wir antworten: er hilft sich und uns durch ein wohlgedachtes milderndes Gegengewicht entweder von Kraft, oder von Schuld, oder einer eröffneten Aussicht auf ein schöneres Seyn.

Faust's unglückseliges Scheiden hat ein Gegengewicht in seiner Kraft und Schuld; es wirkt daher nicht niederbeugend, sondern erschütternd und erhebend. Das Schreckliche von Gretchens Untergang wird gemildert und versöhnt durch die Stimme von oben: „Sie ist gerettet!"

Der Tod des zarten Correggio von Oehlenschläger wirkt niederbeugend und daher unpoetisch, denn ihm fehlt sowohl das Gegengewicht von Kraft als von Schuld.

Die künstlerisch gesonnenen und mildernden Alten haben hierin das rechte Maaß getroffen, wie die Ausgänge ihrer Tragödien, vorzüglich ihrer besten von Sophocles und Aeschylus, zeigen.

In keinem der neueren Stücke aber findet sich eine weisere Anwendung aller dieser Gegengewichte, als im Egmont von Goethe.

Hier wirkt Alles zusammen, daher der Eindruck des Ganzen auch so ächt poetisch. — Egmont ist ein Held; es ist daher das Gegengewicht von Kraft vorhanden. Er ist leichtsinnig, kein Muster höchster Reinheit und Tugend, er wird ein Opfer seines leichten Blutes; — er ist daher gewissermaßen schuldig. Und endlich kommt Clärchen ihm am Tode entgegen und hebt ihn über seine Schrecken hinaus; — es fehlt daher auch die eröffnete Aussicht auf ein schöneres Seyn nicht. — Alles dieses wirkt gemeinschaftlich, um das Rührende seines Todes zu mildern.

Und Alles war erforderlich, und Keines durfte fehlen.

Denn es ist ein großer Unterschied wie und auf welche Weise ein tragischer Character untergeht. — An Egmonts Tode hängen sich tausende von Gewichten, der Gegengewichte konnten nicht genug da seyn. — Denn Egmonts Tod ist ein gewaltsamer, und das will viel

sagen. Ferner, er ist ein vorbereiteter; wir haben die Aussicht auf ihn mit schrecklicher Gewißheit vor Augen, das schwarze Gerüst ist schon aufgeschlagen und steht in der Nacht drohend und schreckend vor unserer Phantasie, wir hören schon den Klang der Mordaxt, sehen schon sein Haupt fallen. Dieß Alles ist von der tiefsten Wirkung. Endlich aber: Egmont scheidet aus einem freundlichen Daseyn, er ist ein glücklicher Egmont, voller Kraft und Jugend, er hat das Leben lieb, es wird ihm schwer von hinnen zu gehen. Alles Schwergewichte der Rührung, wogegen in die andere Schaale nicht leicht genug gelegt werden konnte.

Goethe hat Alles künstlerisch und weise abgewogen, nicht aber Schiller in der bekannten Recension.

Denn hätte Goethe den Egmont dargestellt, wie Schiller wollte, ohne allen Leichtsinn, in reiner Unschuld und Tugend, als Gatten und Vater von neun oder eilf Kindern, „der das Opfer aus Zärtlichkeit für die Seinigen wird, weil er zu fein und edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer

zuzumuthen," wer hätte ihn da können zum Tode führen sehen und den Jammer der Seinigen ertragen! —

Dank seinem Genius, daß Goethe ein besseres Kunstgefühl hatte und er es nicht darauf anlegte, uns niederzubeugen, und so höchst undichterisch zu rühren und zu zerknirschen!

Denn was ist niederbeugender und unerträglicher für jeden Guten, als zu sehen, wie die Tugend zum Tode geführt, wie ein reiner Mensch hingeopfert wird! Wer dieß schön finden kann, hat vom Tragischen wie von der Poesie überhaupt einen sehr verkehrten Begriff. — Traurig genug, wenn wir in der Geschichte und in der Wirklichkeit auf einzelne dergleichen niederbeugende Erscheinungen stoßen, aber wir würden es einem Dichter schlechten Dank wissen, wenn er uns gerade das, wovon wir im Leben und in der Geschichte unsern Blick gerne hinwegwenden, in der Poesie absichtlich wollte vor Augen bringen.

Zudem wollen die Deutschen, daß man ihnen das Schicksal tragischer Personen recht ans Herz lege; eine ruhige, partheylose oder gar

humoristische Behandlung, wie beym Shakspeare, wodurch allein einer zu großen Rührung, so weit sie aus der Behandlung des Ganzen fließt, könnte vorgebeugt werden, stößt sie zurück.

Man wende daher nicht ein, daß im gegenwärtigen Fall, wo überdieß das Rührende des Stoffs ein zu großes Uebergewicht über jede Behandlung hat, das Niederbeugende eines so traurigen Schicksals durch eine gute Behandlung hätte können ausgeglichen werden; denn Goethe hätte sich mögen wenden, wie er hätte wollen, Egmont, wie Schiller ihn wollte, wäre doch immer als Opfer seiner Zärtlichkeit gefallen, immer als Vater von neun oder eilf Kindern.

Wir wollen aber durch die Poesie nicht niedergebeugt, sondern erhoben seyn. — Sehen, wie die Tugend ihr eigenes Opfer wird, kann unserer sittlichen wie ästhetischen Förderniß wenig Heil bringen; aber sehen, wie ein sonst tüchtiger Mensch das Opfer einer Leidenschaft, einer Schwäche, wird, kann uns sittlich fördern, kann unsere Leidenschaften reinigen, kann uns ästhetisch erheben.

Wir wollen daher auch in dieser Hinsicht Goethen danken, daß er uns den Egmont gab, wie er ihn gab, nicht unschuldig und engelrein, sondern leichtsinnig und mit Schwächen.

Ein nicht minder schönes Gegengewicht einer zu großen Rührung ist die Erscheinung Clärchens vor seinem Tode, wodurch alles sein Schreckliches gemildert und Egmont selbst über ihn hinaus gehoben wird. Es heißt daher mit Recht: „O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran, der Kranz des Siegs aus ihrer Hand ist dein, sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!" Und wenn nun Schiller auch dies Erscheinen Clärchens in der bekannten Recension tadelte, und es einen sinnreichen Einfall nannte, den er lieber entbehrt hätte, so legte er dadurch bloß an den Tag, daß er in die Absicht des Dichters und den Zweck der Erscheinung gar nicht eingedrungen war, und beyde durchaus verkannte.

Denn wie diese Erscheinung in Bezug auf Egmont höchst wirksam, poetisch und nothwendig ist, so hat auch das Rührende von Clärchens Tode hierin das beste Gegengewicht, die

schönste Milderung und Versöhnung. Denn dies Gegengewicht ist die Aussicht auf ein schöneres Seyn, und wodurch könnte dieses uns besser versinnlicht und bewahrheitet werden, als eben dadurch, daß wir sie schon von einem verklärten Lichte umflossen sehen. Ihr Tod hat nun nichts Schreckliches mehr, und wenn wir über ihren Verlust zu tiefe Betrübniß empfinden wollten, so tritt sie uns nun in ihrer Verklärung entgegen, und weiß uns zu trösten und zu besänftigen.

Wir haben schon bemerkt, die Deutschen wollen, daß ihnen das Schicksal tragischer Personen recht ans Herz gelegt werde. — Und wenn nun unsere Dichter, um überall zu wirken, sich der Nation hierin bequemen müssen, so haben sie auf der andern Seite desto größere Ursache, sich nach guten Gegenwirkungen umzusehen, damit einer kraftlosen weinerlichen Rührung vorgebeugt werde und ihre Leistungen überall in der Region der Poesie bleiben.

Shakspeare hingegen hat es nie auf Rührung abgesehen, er ist darüber erhaben, er spielt nur. Er kann verletzen und verwunden, aber

nicht niederbeugen. Die Kraft seiner Poesie ist zu groß. Der Humor und die aus der Höhe reiner Objectivität fließende Ruhe und Partheylosigkeit halten Alles im besten Gleichgewicht. Da ist keine scheinbare Vorliebe für irgend einen einzelnen Character, kein Streben, solchen in unsere besondere Liebe zu bringen, nein, gleich einem Gott, hat er nur das Ganze im Auge, und die Thränen eines Einzelnen lassen ihn in gleicher Ruhe.

Und wie nun bey einer solchen Verfahrungsweise in Behandlung des Ganzen nie ein Rührendes niederbeugender und unpoetischer Art entstehen kann, so wird man dennoch finden, daß Shakspeare auch im Einzelnen sich selbst und der ächten Poesie treu bleibt und es auch seinen untergehenden Characteren nie an einem der genannten Erfordernisse wider eine, zu großen Anspruch machende, Rührung mangelt.

Ueber Critiker.

Das litterarische Wirken in Hinsicht auf Poesie ist ein doppeltes: Hervorbringung und Beurtheilung. — Productionen der mannigfaltigsten Art im lyrischen, epischen und dramatischen Fach thun sich hervor und die Critik bleibt nicht aus, den Maaßstab des Wahren, Rechten und Schönen hinanzulegen und sie einer Prüfung zu unterwerfen. Und dieses ist nothwendig, damit angehende und irrende Talente geleitet, schlechte gezügelt und der gute Geschmack aufrecht erhalten oder herbeygeführt werde.

Ein großer Critiker aber ist eben so selten, als ein großer Dichter, ja noch seltener. Denn, wiewohl es leichter ist, Etwas zu erkennen und zu würdigen, als Etwas selbst hervorzubringen,

so ist auf der andern Seite beym Critiker im hohen Sinne des Worts eine weit größere Mannigfaltigkeit von geistigem Vermögen und dessen Ausbildung erforderlich, als beym Dichter. — Ein Dichter kann bedeutend, ja groß seyn, und wäre er nichts weiter als ein Liederdichter, oder hätte er nichts gemacht als Tragödien oder Lustspiele oder Epopöen oder Romane. Ja wir finden, daß alle großen Dichter, Goethe ausgenommen, fast nur in einer Gattung Bewundernswürdiges geleistet haben. Wir gestehen also dem Dichter eine gewisse Einseitigkeit, wenn sie nur groß und bedeutend ist, gerne zu; dem Critiker hingegen ist nichts unzulänglicher als solche. — Denn nicht genug, daß er die Leistungen eines Geistes gehörig erkenne und würdige, auch nicht genug, daß er Alles was in einer gewissen Gattung je producirt worden, zu schätzen wisse, sondern er muß Alles, was in allen Gattungen der Poesie und zwar zu allen Zeiten und von allen Völkern je hervorgebracht worden und noch hervorgebracht wird, mit Einsicht zu ermäßigen und zu beurtheilen im Stande seyn.

Hiezu nun ist erforderlich nicht allein genaueste Kenntniß der Natur und des Wesens jeder Gattung der Poesie, der Form, des Technischen, also desjenigen Theils der Kunst, der gelehrt und gelernt werden kann; sondern es muß auch vorhanden seyn, genaueste Kenntniß und Vermögen der Nachempfindung des in den verschiedensten Productionen verarbeiteten und zur Anschauung gebrachten Lebens. — Und dieß will mehr sagen, will sehr viel sagen! — Denn unter diesem Leben verstehen wir nicht bloß, was dem Dichter aus der sichtbaren Natur und aus dem Leben seines Volkes, also von außen, entgegengekommen, sondern vorzüglich dasjenige, was er aus dem Schatz hoher Individualität, also aus dem Gehalt eigenen Geistes und eigener Gefühle hinzugethan. Diese unendliche Mannigfaltigkeit an Gefühlen, Geist und Leben nun in ganzer Fülle wieder zu erkennen und zu empfinden, muß der Critiker der Gesammtheit der poetischen Productionen wenigstens eine höchst vielseitige Empfänglichkeit und Erregbarkeit hinzubringen. Das Publicum, bey seinem stoffartigen Interesse, mag

sich Dieses oder Jenes herauswählen, wie es seiner Individualität und dem jedesmaligen Bedürfniß zusagt; der Critiker aber soll höher stehen, er soll sich in Alles zu fügen und Alles zu würdigen wissen. Und da reicht es nicht hin, daß er sinnig eindringe, den Geist und Character des Ganzen erfasse, und finde, wie jeder einzelne Theil bis auf's Geringste vom Ganzen ausfließe und damit in engster Verbindung und schönster Harmonie stehe; denn dieß Alles geht vorzüglich nur auf die Form und Darstellung; sondern es muß auch der Stoff, der Gehalt, das Leben, die Anschauungs- und Gefühlsweise in ihm wieder anklingen und volle Lebendigkeit gewinnen. Kein geistiges Vermögen darf bey ihm fehlen, oder nicht gehörig entwickelt seyn; Phantasie, Zartheit, Kraft, Tiefe, die mannigfaltigsten Gattungen der Gefühle, Alles muß er besitzen. Die unschuldigste Naivität eines Kindes, wie die höchste Würde und Weisheit des Greises muß er zu erkennen vermögen, mit einem Wort Alles, wie es beyden Geschlechtern auf jeder Lebensstufe gemäß ist. Vor allen muß er die Liebe kennen und zwar in allen ihren

Gestalten und Modificationen nach Verschiedenheit der Völker und Zeiten. Denn die Liebe ist ein Stoff, der von jeher die Productionen der Dichter durchdrungen hat und ferner durchdringen wird.

Ist nun diese volle Gesundheit des geistigen Lebens, wie wir sie uns nur im höchsten Umfange denken können, vorhanden, und fehlt ferner nicht die vielseitigste Empfänglichkeit und Erregbarkeit und das Vermögen, mit Verleugnung eigener Individualität in ein fremdes Leben einzugehen, so wird der Critiker sich so gut in der Welt des Homer finden, als in der des Tasso oder Ariost; eben so gut zu Hause seyn im Sophocles wie im Shakspeare, und den süßen Hauch eines Goetheschen Liedes so gut zu genießen vermögen, wie dem hohen Fluge einer Pindarischen Ode zu folgen im Stande seyn.

Fehlt aber dem Critiker irgend eine geistige Anlage, oder ist sie nicht gehörig entwickelt, oder durch verkehrte Cultur und übermäßiges Studium verbildet und gelähmt, so wird auch die Critik selbst nur mangelhaft seyn können. Voltairen fehlte die Tiefe und deshalb entbehrte

er das Vorzüglichste um den Shakspeare zu verstehen. Seinen Landsleuten ging und geht es nicht besser; die schönste Seite der Poesie wird ihnen ewig unzugänglich bleiben. Die Deutschen hingegen sind, im Allgemeinen betrachtet, geborene Critiker, denn es fehlt ihnen, vermöge ihrer Vielseitigkeit, dazu an keinem geistigen Erforderniß.

Betrachten wir nun die vorzügliche Wirkung des Critikers auf seine Zeit, so zeigt sie sich weniger in Erkennung und Würdigung solcher Productionen, die schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden existiren, als vielmehr solcher, wie sie unter seinen Mitlebenden täglich neu hervortreten. Denn nicht allein daß jene Productionen von Zeiten und Völkern bereits hinlänglich erkannt worden, und es also zu ihrer Einführung oder Abweisung keines Lobes oder Tadels mehr bedarf; sondern alles Neue übt als solches eine ganz besondere Gewalt aus, und zwar, wie es nun ist, entweder zum Nutzen oder zum Schaden. Soll nun der Nutzen befördert, der Schaden aber verhütet werden, so kann die Critik das Publicum über

das hervorgetretene unerkannte Gute sowohl als Schlechte nicht schnell genug ins Klare bringen.

Was nun das von Dichtern geleistete Gute betrift, so arbeitet es sich wohl nach und nach hindurch; allein es ist doch zu bedauern, wenn eine schöne Zeit darüber verloren geht, in der es schon hätte wirken können. Goethe's hoher, in großem Sinne gedichteter und nicht genug zu lesender Divan mag vielleicht bey seinem Erscheinen manche flache, schiefe, unzulängliche Beurtheilung erlitten haben. Denn er ist etwas Neues, etwas Außerordentliches wie wir es nicht täglich gewohnt sind. Goethe selbst sagt zwar:

Niemand muß herein rennen
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Allein mich dauert die Zeit, welche auf solche Weise verloren geht. Das Tüchtige kann nicht schnell genug wirken! — Gute Critiker nun, zumal wenn an der Spitze jeder deutschen

Zeitschrift ein solcher stünde, könnten zu dieser schnellen Wirkung viel beytragen. Goethe ist zwar der Meinung, daß der Zweck der Critik vorzüglich auf Belehrung des Autors gehe, indem das Publicum, unbekümmert um alle Critik, dieß oder jenes Werk nach eigener Neigung in Schutz und Liebe nehme, oder es abweise. Und dieß mag in mancher Hinsicht wahr seyn. Allein ich will das Gegentheil behaupten und auch nicht ganz unrecht haben. Denn wenn wir nur zuvor an Goethe als Autor selbst denken, so möchten wohl wenige Critiker seyn, die über ihm ständen und die ihn also belehren könnten. Er selbst steht viel zu hoch über seiner Zeit und die Critik hat zu thun, wenn sie ihm folgen und Alles gehörig erkennen und würdigen will. Und was das Publicum betrift, so wird seine Neigung oder Abneigung für ein Buch, zumal bey seinem Erscheinen, nur zu sehr geleitet durch die darüber ausgesprochenen öffentlichen Urtheile. Denn wer liest jetzt nicht die Blätter des Tags? Und diejenigen, welche gelesen haben, theilen die aus dem Blatte geholten Urtheile Hausgenossen, Freunden und

Bekannten mit und so ist ein critischer Ausspruch schnell über ganz Deutschland in alle Winkel hinein verbreitet. Ist nun dieses Urtheil ein ungünstiges, vielleicht feindliches, übelwollendes, so wird man ein auf solche Weise angekündigtes Buch vielleicht gar nicht lesen, oder es doch wenigstens mit bösem Vorurtheil zu Händen nehmen. Und dieß ist immer schädlich! denn wo ist das Publicum, welches Bildung genug hätte, zumal gelehrte, um sich nicht durch ein öffentliches Urtheil bestimmen und leiten zu lassen!

Wären dagegen bey Erscheinung eines trefflichen Werks tüchtige Critiker gleich bemüht, das Publicum darüber aufzuklären und darauf hinzuleiten, so wäre die Wirkung gleich schnell und allgemein und also das Wünschenswertheste erreicht und gewonnen.

Was aber das erscheinende und, seinem wahren Wesen nach, unerkannte Verkehrte und Schlechte betrift, das durch eine gefällige Form und Darstellung sich die Neigung des Publicums zu erschleichen weiß, wo es aber dem zu Grunde liegenden Geist so wie dem verwende-

ten Stoff und Gehalt und nicht weniger den hervortretenden musterhaft seyn sollenden Characteren an innerer Gesundheit und Tüchtigkeit mangelt, und welches also dem gesunden Gedeihen eines Volks hinderlich und nachtheilig ist, so müßten tüchtige Critiker nicht schweigen und nicht nachlassen und das Publicum würde nicht ohne Gehör bleiben.

Dieß ist ein Gegenstand der Critik, wie es keinen wichtigeren geben kann, und in dieser Hinsicht können wir nicht genug wünschen, daß es keinem Critiker nicht allein fehlen möge an höchster Ausbildung und Vollendung, an klarer und richtiger Einsicht in göttliche und menschliche Dinge, in Angelegenheiten der Religion und des Staates, sondern daß ihm auch von Natur angeboren sey ein schönes gesundes Innere, das alles Verfehlte und Kränkliche, ohne alle Definition, gleich empfinde und abstoße.

Bemerkungen über das Verstehen des Dichters.

Zum völligen Verstehen und Genießen des Dichters, insofern seine Poesie aus dem Leben hervorging, ist erforderlich, daß man Aehnliches gesehen, genossen und gelebt habe. War das Leben des Lesers geringer als das des Dichters, so wird das Gedicht leiden. War es frischer und bedeutender, so wird es gewinnen. Ein Dichter, der einen Sturm des Meers beschreibt, den er noch nicht gesehen, wird lange nicht die Frische und Fülle der Anschauung haben dichtend, als sie derjenige lesend haben wird, der einen Sturm des Meers erlebt und gesehen. Ebenso die liebenden Gefühle einer Mutter gegen ihr Kind, wie wird ein Dich-

ter sie beschreibend in einer solchen Fülle empfinden können, als sie eine liebende Mutter lesend empfinden wird. Und so ließen sich noch hunderte von Fällen anführen, wo der Dichter, was das wieder zu erweckende Leben des Stoffs betrift, gegen diesen oder jenen Leser im Nachtheil stehen wird, und wäre ihm die Gabe in seinen Gegenstand einzugehen, auch in noch so hohem Grade verliehen. Dieß ist aber kein Vorwurf für den Dichter; denn der Dichter will ja nicht sowohl selbst genießen als vielmehr Andern Genuß bereiten. Für ihn giebt es kein größeres Glück, als wenn er sieht, daß sein Gedicht das Leben des Lesers im tiefsten Grunde aufregt. Soll dieß aber geschehen, so muß das Leben des Gedichts dem des Lesers völlig gemäß und nahe seyn, es darf nicht über den Kreis seiner Erfahrung hinausliegen. Ein Maler, der uns eine Gans oder Ente mit ihren Küchlein bildet mit solcher Wahrheit, daß wir danach fassen möchten, rührt uns im Tiefsten; denn wir erkennen die Wahrheit seiner Darstellung, weil uns eine Vergleichung zusteht. Würde uns dieser Maler aber rühren, wenn er uns

einen indischen oder afrikanischen Vogel mit seinen Jungen bilden wollte, den wir noch nicht gesehen? Schwerlich! Denn eines Theils wird der Mensch nur gerührt durch Wahrheit, und wie sollte er in diesem Fall, wo ihm keine Vergleichung mit dem Ursprünglichen zusteht, zu der Ueberzeugung der Wahrheit gelangen? Andern Theils aber ist jedes Volk in seine eigenen Zustände und Umgebungen verliebt; denn es hat sie von seiner Kindheit an gesehen, es ist damit aufgewachsen, es hat von Jugend auf sein Glück darin gefunden. Jedes Volk hat daher seine eigene Poesie und hierin liegt der Beweis, daß jeder Dichter national seyn solle. Aus einem Gedicht fremder Nationen lesen wir auch nur das heraus, was mit unserer eigenen Natur und Nationalität zusammen trift oder ihr nahe kommt. Deshalb lesen wir aus den Gedichten aller Nationen zunächst das allgemein Menschliche heraus; denn die Menschennatur, zumal wie wir sie im vollendeten Gedicht erblicken, ist sich fast überall gleich, oder doch nahe verwandt. Wenn gleich ein deutsches Mädchen die innigste Verwandtschaft mit Vossens Louise oder

mit einer der Goetheschen Frauen fühlen wird, so wird sie sich doch nicht weniger gut in den Gefühlen der liebenden Sakontala, der treuen Penelope oder einer der Shakspearschen oder Calderonschen Frauen zu finden wissen. Ein liebendes Herz ist fast überall dasselbe. Ein anderes aber ist es mit der äußern Natur und Lebensweise einer fremden Nation, die beyde nicht zu uns herüber kommen. Kann unsere Phantasie in solchem Fall nicht etwas Aehnliches unterschieben, so geht dergleichen wie Schatten an uns vorüber. Wenn wir in einem orientalischen Gedicht von Rosen lesen, so ist dieß für uns Deutsche noch immerhin belebend, unsere Rosen können uns einigermaßen aushelfen. Wenn man aber einem Grönländer von den Düften und Wohlgerüchen des Orients erzählen wollte, was würde der dabey empfinden, was würde diesem seine Phantasie des Geruchs geben, würde er über den Horizont dortiger Gerüche hinauskönnen? Wenn es im hohen Liede heißt: „deine Zähne sind wie die Heerde mit beschnittener Wolle, die aus der Schwemme kommen", so dürfen wir, um das

Bild wahr und schön zu finden, an die Wolle unserer Schafe nicht denken, sondern höchst reine weiße Schafe des Orients müssen uns vor die Anschauung kommen. Aber das geschieht nicht, wenn wir das nicht wissen, und auch dann nur schwach; denn alle Beschreibungen stehen weit zurück gegen das, was wir selbst gesehen und gelebt haben. Wenn es ferner heißt: „Deiner Kleider Geruch ist wie der Geruch Libanon's", was giebt uns da unsere Phantasie des Geruch's? Haben wir den Libanon gerochen? Ferner wenn es heißt: „Stehe auf Nordwind und komme her Südwind und wehe durch meinen Garten, daß seine Würze triefen", wie weit reichen wir da mit den Gerüchen unserer Gärten gegen jene des Orients! Und dieß geht noch einigermaaßen. Wer versteht den Homer? Ich antworte: bey allen übrigen Erfordernissen und Kenntnissen der alten Welt derjenige am besten, auf den das Bleibende dortiger Natur in aller Frische und Lebendigkeit eingewirkt hat; den dortige Lüfte umfächelt, dortige Wolken überzogen haben; der dortige heitere Tage und laue glänzende Nächte genossen, Sonnen-Auf-

und Untergänge mit ihrer Wirkung auf Gebirg, Strom und Meer gesehen hat; der dortige Küsten umfahren ist, und zu dessen Füßen, da er am Ufer ruhte, schwätzende Meeres-Wellen gespielt haben. Alles dieses und mehr dergleichen muß auf ihn gewirkt, ein ganzes Jahr mit allen seinen Wechseln und Wirkungen muß er in dortigen Gegenden verlebt, an Flüssen und in Gehölzen, auf Pferde- und Rinder-Weiden muß er sich umgethan, zu Fischern, Jägern und Hirten muß er sich gesellet haben. Der lebendige Eindruck ist Alles, Beschreibungen wollen nicht viel sagen. Und wem nun nicht gegönnt ist, solche lebendige Eindrücke unmittelbar zu empfangen, der versteht den Homer, was das Eigenthümliche dortiger Natur und Localität betrift, nur bis zu einem gewissen Grade.

Insoweit ein Volk mit seinen vaterländischen Dichtern sich begnügt, bedarf es zu deren Verständniß eines Umweges durch Wissenschaft nicht; oder der Dichter müßte denn über die eigentliche Sphäre seiner Wirkung hinausge-

gangen seyn. So waren deutsche Dichter des vorigen Jahrhunderts, aus übelverstandener Nachahmung der Alten, darin auf einem gänzlichen Irrwege, daß sie jene alte heidnische Religion in ihre Gedichte hereinzogen und auf jene Gottheiten vom Jupiter bis zum Amor anspielten, so oft sie nur konnten. Was sollte aber dem Leser bey solchen Namen lebendig werden, da dem gelehrten Dichter selbst jene Gottheiten wenig mehr als todte Schatten waren, bey deren Benennung er nicht eben viel empfinden mochte. Bedenkt man nun, welch ein ungeheures Aufgebot von Wissenschaft erforderlich gewesen wäre, um einem ein paar Tausend Jahre später lebenden Deutschen und zwar Christen, jene veraltete heidnische Religion einigermaaßen zu beleben, und daß dieß dennoch immer nur bis zu einem gewissen geringen Grad hätte möglich seyn können, so ist es besonders Goethen nicht genug zu danken, daß er das ganze Heer der alten Götter und Göttinnen aus unserer Poesie verbannte und uns zeigte, wie man denn eigentlich national dichten müsse.

Jedes Volk soll seine eigene Poesie haben, zu deren Verständniß es weiter nichts bedarf, als was wir als vollendete Menschen dem Gedicht hinzubringen, und als was uns von nationaler Natur und nationalem Leben von außen entgegentritt. Will ein Volk über diesen natürlichen Kreis hinausgehen, und auch die Poesie fremder Nationen in möglicher Fülle genießen, so reicht seine reine Menschheit nicht mehr hin, so ist dieß nur möglich durch einen Umweg der Wissenschaft, und auch dann nur bis zu einem gewissen Grade. Je abweichender eine Nation in Natur, Clima, Lebensart, Religion, Verfassung, Gemüths- und Denkungs-Art von uns ist, desto schwerer werden wir uns in ihrer Poesie finden; je verwandter mit uns in allem diesem, desto leichter. So steht uns Shakspeare bey weitem näher als Calderon, so wie uns England in allen Dingen näher und verwandter als Spanien ist.

Vorstehendes hat vorzüglich auf die Wiederbelebung des im Gedicht als Material ver-

wendeten Stoffs Bezug. In Folgendem soll etwas über das Verstehen des Geistes und Gehaltes angedeutet werden.

Goethe in den Briefen des Sammlers und der Seinigen läßt den Philosophen sagen: „Ein Portraitmaler müsse produciren können, wenn sein Portrait etwas taugen solle.“ Dieß verstehen wir so: Ein Portraitmaler muß, wenn er das auf dem Gesicht eines Menschen lesbare Character-, Geistes- und Seelenwesen im Portrait wiedergeben will, zuvor Augen dafür haben, es muß in ihm wiederklingen, er muß es verstehen, begreifen. Nun begreift wohl ein hoher Geist alle geringen, aber nicht der geringe den hohen. Gott begreift uns Alle, aber wer begreift Gott! — Ein Lehrer, wenn er ein großer Geist ist, begreift wohl die verschiedenen Gesichter seiner Zuhörer, aber das geistreiche Gesicht des Lehrers begreift von den Zuhörern nur Dieser oder Jener, den meisten Uebrigen ist es nicht lesbar, sie achten auch nicht darauf. Wären nun alle diese Zuhörer Portraitmaler, so würden nur die wenigen Einzelnen das Gesicht ihres geistreichen Lehrers im Portrait in

völliger Wahrheit wiederzugeben fähig seyn, die es begreifen, alle Uebrigen würden bloß das Körperliche wiedergeben, und wenn ja von Geist etwas mit unterliefe, so wäre es Zufall, so geschähe es nicht mit Bewußtseyn; ja sie würden es in ihrem eigenen Machwerk selbst nicht einmal erkennen.

Zu einem großen Portraitmaler gehört demnach vor allen Dingen das vielseitige Vermögen in die Natur der verschiedensten Charactere einzugehen, so wie nicht weniger große Zartheit des Gefühls, damit der leiseste Zug eines Menschen, möge er nun eine schöne oder häßliche Seele verkündigen, sogleich bemerkt werde.

Ein großer Portraitmaler muß einem höchst vieltönigen Instrument verglichen werden können, worin jeder einzelne Ton eines Individuums seinen Anklang finde.

Was nun im Vorstehenden von dem Lesen und Produciren der seelenvollen Schrift eines Gesichts gesagt ist, das gilt auch von dem Lesen eines Buchs. Auch der Leser muß produciren können, wenn er den Schriftsteller verstehen will; was er von einem Buche nicht produciren

kann, das bleibt todt. Die Geister eines Buchs ruhen gleichsam alle gebannt; der Leser muß Kraft haben, sie zu lösen, wenn er ihre Wirkung erfahren will. Nun haben gewisse lesende Individuen nur für gewisse Geister Kraft, alle Uebrigen bleiben in ihrem Bann. Je beschränkter das Individuum, desto weniger Geister eines Buchs werden frey werden, je größer und vielseitiger, desto mehr. Je größer demnach ein Schriftsteller ist, desto seltener wird auch ein Leser seyn, der Kraft habe, alle Geister seines Buchs sich lebendig entgegentreten zu lassen. Je geringer aber ein Schriftsteller, desto leichter werden die Geister seines Buchs von der Menge gelöset werden. Hieraus erklären sich alle Erscheinungen, wie sie uns täglich als Lob oder Tadel entgegentreten, und es wird, nach Beherzigung des Vorstehenden, niemanden wundern, wenn er hört, wie ein beschränktes Individuum an einem Jean Paul oder Goethen wenig zu loben findet.

Ueber die Ausbildung der sinnlichen Anschauung.

Es ist möglich, daß ein neuerer Dichter einen großen Alten übertrifft in Einem: nämlich in dem allgemeinen Geist, der einem Werke zum Grunde liegt und daraus hervorleuchtet. Dieß ist ihm möglich durch eine erweiterte Kenntniß der Natur, der Welt, der Menschheit, durch daraus hervorgehende größere umfassendere Weltansicht und höhere erhabenere Idee von der Gottheit. Der Geist wächst mit dem Alter der Welt, wie ein guter Wein. Was wird einem jetzigen Dichter nicht Alles zugeführt, um seinen Geist zu bereichern, seine Ansicht zu erweitern, sein subjectives Selbst zu veredeln und zu erheben! Ein jetziger Dichter ist nicht der Bürger einer Stadt, einer Provinz,

eines Landes, er ist ein Bürger der Welt! Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er einen Alten im allgemeinen Geist, in der Tendenz eines Ganzen, übertreffen sollte.

Aber, so wie die jetzige Richtung ins Große, Allgemeine geht, so geht der Blick über das Kleine, Besondere leicht hinweg. Und so weit ein neuerer Dichter einen Alten im allgemeinen Geist vielleicht übertrifft, so weit bleibt er in Darstellung des Einzelnen, besonders des Körperlichen, leicht hinter ihm zurück. Dieß sollte aber nicht seyn, und wir sollten deßhalb auf die Ausbildung dieses Theiles der Kunst unsere ganz besondere Kraft legen. Daß dieß kein eitles Streben seyn würde, beweiset Goethe und andere große Dichter, die ihm in plastischer Hinsicht gleichen. Vieles mag an unserm Zeitalter, an unserer Lebensart liegen, allein ich behaupte, das Meiste liegt an der Art und Weise unserer Ausbildung. Früh in die Schule, zu geistigen und gelehrten Dingen hingeleitet, vom Körperlichen abgezogen, wie soll sich da das Talent der sinnlichen Auffassung und Darstellung entwickeln und ausbilden! Ein Dichter sollte

ganz anders gebildet werden als ein Gelehrter. Aber für die Ausbildung junger Dichter ist gar nicht gesorgt. Sie machen den gewöhnlichen gelehrten Cursus mit, entwickelt sich ein dichterisches Talent, so ist es seiner eigenen Leitung überlassen, jedes muß sich selbst helfen, so gut es gehen will. Ist aber die Richtung von Jugend auf verpufft, geht sie auf das Gelehrte, Abstrakte, Geistige, so wird ihm sein späteres Streben nach sinnlicher Anschauung und Auffassung wenig helfen. Große Dichter, wie Klopstock, ja selbst Schiller, können dieß bestätigen. Hätten wir aber Dichterschulen, wie wir Malerschulen haben, und könnte man einem Knaben, in welchem dichterisches Talent zu bemerken, früh genug die gehörige Richtung auf das Körperliche, Sinnliche geben, so würden wir an plastischen Dichtern keinen Mangel haben. Klopstock und Schiller, durch eine solche Schule gegangen, würden viel frischer und sinnlicher und also als Dichter weit größer seyn. Freylich liegt auch viel am Naturell des Talents, allein in dieser Hinsicht läßt sich durch eine zweckmäßige Leitung und Ausbildung viel ge-

winnen. Goethe wäre in plastischer Hinsicht bey weitem nicht so groß als er es ist, wenn er nicht, durch günstige Umstände geleitet, schon früh den rechten Weg einer dichterischen Ausbildung gegangen wäre. Denn wodurch anders hat sich sein Talent zur Auffassung und Darstellung des Körperlichen gebildet, als eben durch diejenige Kunst, die es mit dem Körperlichen zu thun hat, durch die Malerey? Er sah früh Gemälde, er zeichnete früh und bildete früh sein Auge, das Körperliche scharf anzusehen und aufzufassen. Wo er ging sah er die Natur mit den Augen des Malers, sein Zeichnen nach der Natur hatte ihm diese Richtung gegeben. War er auf seinem Zimmer und lenkte er seine Phantasie auf diese oder jene Landschaft, so kam sie ihm in aller Klarheit vor die innere Anschauung, denn er hatte sich ihre Gestalt im Einzelnen wie im Ganzen deutlich eingeprägt. Wollte er sie dichterisch wiedergeben, das konnte ihm nicht schwer werden, er konnte sie mit Sicherheit Zug für Zug hinzeichnen. Jean-Paul sagt daher mit Recht: „aus Goethes dichterischen Landschaften scheinen gemalte wieder;" ja sie sind

so klar und so wirklich, daß man nach ihnen zeichnen könnte wie nach der Natur.

Wenn also Goethes frühe Uebung im Zeichnen und fortgesetzte Beschäftigung mit der Malerey gewiß nicht wenig dazu beygetragen hat, seinen dichterischen Darstellungen die schöne Frische und Körperlichkeit zu verleihen, wie wir sie bey ihm finden, so kann ein ähnliches künstlerisches Treiben einem jeden sich bildenden Dichter nicht genug empfohlen werden.

Wir wollen sehen lernen. — Es ist aber ein großer Unterschied wie man sieht, die wenigsten Menschen sehen mit Bewußtseyn. Aber es kommt darauf an, daß man mit Bewußtseyn sehe. Dieß Bewußtseyn entspringt vorzüglich aus einer scharfen Sonderung und Erkenntniß dessen, was eine Sache von der andern unterscheidet, also des Characteristischen. Diese Erkenntniß im Knaben zu wecken und zu bilden, das wäre die Aufgabe, das wäre das Ziel, wonach von früh an gestrebt werden müßte. Die Beschäftigung mit den zeichnenden Künsten bahnt hiezu den Weg; sie bildet das Auge, aber die eigentliche Erkenntniß des Characteristischen

selbst entspringet aus einem unmittelbaren Anschaun der scharf in sich abgeschlossenen Erzeugnisse der Natur.

Um nun des Characteristischen eines Gegenstandes uns klar bewußt zu werden, ist erforderlich, daß wir den Gegenstand als ein Ganzes begreifen. Dieses können wir aber erst dann sagen, wenn wir die Seele erkannt haben, die ihn bis in die kleinsten Theile hinein durchdringt. Nun läßt sich zwar von den Erzeugnissen der Natur sagen, daß der jedesmalige Character, oder die Seele, das Ganze so durchdrungen hat, daß er aus jedem kleinen Theile unverkennbar hervorsieht; aber sich dieses Characters gleich beim ersten Anblick so deutlich bewußt zu werden, daß man ihn mit treffenden Worten aussprechen könnte, ist nicht so ganz leicht.

Die sinnliche Anschauung nun zu einem solchen Grade des Bewußtseyns auszubilden, übe man den Blick des Knaben früh an solchen Gegenständen der Natur, an denen wir die verschiedensten Charactere auf das schärfste ausgeprägt finden. Man beginne etwa mit den Bäu-

men, als in die Augen fallenden höchst character=vollen Erzeugnissen. Man trete zur Eiche und suche sich den Character dieses Baumes zunächst deutlich zu machen. Wie ist der Stamm, wie sind Aeste, Zweige und Blätter beschaffen? Aus dem Character der Theile wird sich der Character des Ganzen ergeben. Man lasse den Knaben suchen und tasten, und das Wort selbst finden, bis der Character des Ganzen scharf umrissen und etwa folgendermaßen bestimmt seyn wird: Der Grundcharacter der Eiche ist Kraft; das sprechen Stamm, Aeste, Zweige und feste Blätter deutlich aus. Aber diese Kraft hat sich nicht leicht und frey entwickelt, es scheint als wäre sie von etwas Aeußerem stets gehemmt und auf sich selbst zurückgedrängt worden; das zeiget die stets in sich zurückkehrende Gestalt der Zweige. Ferner hat sich diese Kraft nicht schnell, sondern nur langsam entwickelt; das zeigen der Zweige kurze Jahres=Schößlinge. Endlich ist diese Kraft keine nachgiebige, biegsame, sondern eine starre, trotzige, widerstrebende; das sehen wir an dem Winde, der sich von der Seite her auf den Baum wirft, vor dem aber nur die Blät=

terbüschel zurückschwirren, und dem die Zweige und Aeste wenig nachgeben. Fassen wir nun alle diese Eigenschaften zusammen, so können wir den Character der Eiche folgendermaßen aussprechen: Der Character der Eiche ist langsam entwickelte, in sich zurückgedrängte, starre, widerstrebende Kraft. Gehen wir nun etwa zur Buche. Die Gestalt dieses Baumes zeuget auch von Kraft, aber von einer ganz anderen als bey der Eiche. Hier ist nicht das in sich Zurückgedrängte, Gehaltene, Gehemmte, Gebändigte, sondern Alles zeuget von freyer, leichter Entwickelung. Ein glatter, grade aufgeschossener Stamm und nach allen Seiten frey ausstrebende glatte Zweige. Der Character der Buche ist mithin ungebändigte frey und leicht entwickelte Kraft. Betrachten wir nun eine Linde, so finden wir hier gewissermaßen das Gegentheil. An Kraft ist nicht zu denken, vielmehr zeugt Alles von einer gewissen Weiche, ja Schlaffheit. Die weitverbreiteten Zweige haben etwas Hängendes, sie haben nichts Kräftiges, Widerstehendes, vielmehr erscheinen sie biegsam, nachgiebig, leicht zerbrechlich. Das weiche zarte



Blatt ist ganz dem Character des Ganzen ge-mäß. Erhebt sich ein Wind, so wird er dieses Baumes weit verbreitetes Gezweige leicht durch-einander mengen. Von dem trotzigen Wesen der Eiche finden wir an ihr keine Spur; noch weniger Aehnlichkeit aber hat die Linde mit ei-ner Tanne. Denn wie die Linde ihre wenige Kraft frühe in ein weites Gezweige gleichsam zu zerlassen scheint, so sucht vielmehr die Tanne alle Kraft im Stamm zu erhalten, den sie bis an die Wolken hinauf nährt, und aus dem sie nur kurzes Nadel-Gezweige in der Runde nach allen Seiten entläßt. Der Character der Tanne ist an sich gehaltene, hochaufstrebende Kraft, der Character der Linde hingegen zerlassene, weit-verbreitete schlaffe Weiche. Das Characteristi-sche eines fünften Baums bezeichnen wir fol-gendermaßen: „weißstämmig, mit herunterhän-gendem braunen Reiserwerk, das im Winde er-scheint wie ein zurückwehendes Haar, so ge-schmeidig, biegsam und zähe, kleine schwirrende Blätter, fest und glänzend.“ Und man wird sogleich der Birke gedenken.

Haben wir unter Bäumen genug gewandelt und unsern Blick an ihrer Gestalt geschärft und gebildet, so daß wir sagen können, wir begreifen den Baum, wir sehen ihn mit Bewußtseyn seines Characters, so gehen wir zur Beschauung und Auffindung des Characteristischen der Thiere. Sehen wir auf einer fetten Weide schwere Kühe mit strotzendem Euter sich langsam fortschleppen, so werden wir mit dem Homer leicht das Characteristische der Bewegung treffen und sagen: es sey schwer wandelndes Hornvieh. Bleiben wir aber hiebey nicht stehen, sondern suchen wir uns die Gestalt näher zu bestimmen. Vom Huf bis zur Schnauze, nichts muß unberührt bleiben. Farbe, Haare, Knochenbau, Alles was sich dem Auge darbietet, muß genau betrachtet, bestimmt und ausgedrückt werden. Geht man so alle möglichen Thiere, deren Betrachtung uns vergönnt ist, erst für sich, dann vergleichsweise durch, so wird man sehen, wie sich der Blick in Auffindung des Characteristischen zu einer unglaublichen Schärfe ausbildet. Hiebey sondere man das Characteristische der Gestalt, das Characteristische der Farbe und das

Characteristische der Bewegung, Alles scharf von einander, denn eben eine scharfe Sonderung führt zum Bewußtseyn, und eben das ist es ja, was erreicht werden soll. Wir wollen sehen, aber nicht wie andere Leute, nur so ins Blaue hin, sondern wir wollen sehen mit Bewußtseyn.

Haben wir auf solche Weise uns nicht allein unter allen möglichen Gattungen von Pflanzen und Thieren, sondern auch unter Erden, Steinen, Felsen, Gebirgen, Flächen, Seen, Flüssen, Bächen und Wasserfällen hinreichend umgethan und Alles wohlbetrachtet und uns zu eigen gemacht; so wenden wir unsern Blick nach oben, zum himmlischen Sichtbaren, zu Gestalt, Farbe und Bewegung der Atmosphäre, der Wolken, zum Strahlen, Leuchten und Funkeln von Sonne, Mond und Sternen. Von diesen merken wir uns, daß die Sonne mächtige Strahlen sende, das Licht des Mondes dagegen nur ein mildes Leuchten oder Glänzen zu nennen sey, und daß man von den Sternen am besten sage, daß sie schimmern, blinken, funkeln, oder ruhig scheinen oder leuchten. Vom

Monde aber, als womit Dichter besonders viel zu thun haben, merken wir uns noch seinen verschiedenen Stand, Auf- und Untergang bey den verschiedenen Graden seines Wechsels, damit wir nicht etwa die Mondsichel Abends in Osten aufgehen lassen, und wir ferner wissen, daß auch eine schöne Mondsichel vor Sonnenaufgang zu sehen sey, nemlich die des letzten Viertels. Besonders aber bietet die ewig wandelbare und ewig sich wandelnde Gestalt und Farbe der Atmosphäre und Wolken der sinnlichen Anschauung ein unendliches Feld; das ist ein Studium für's ganze Leben. Man kann fast sagen, daß jeder Tag seine eigenen Wolken habe, und zwar am Morgen, Mittag, Nachmittag, Abend, ja zu jeder Stunde in einer andern Gestalt. Und wiederum andere sind die Wolken des Frühlings, andere des Sommers, andere des Herbstes, andere des Winters; ferner andere in flachen Gegenden, andere in Gebirgen, andere in der Nähe des Meeres, andere tief landeinwärts. Das Characteristische von diesem Allen sich scharf zu merken, ist dem Dichter höchst nöthig. Sich aber aller dieser oft fein nüancirten Verschieden-

heiten und Eigenheiten, wie sie Tag und Stunde mit sich bringt, stets so klar bewußt zu seyn, daß man sie mit Worten aussprechen könnte, will übrigens etwas sagen. Wer dieß erreicht hat, den wollen wir in der Kunst der sinnlichen Anschauung einen Meister nennen. Vom Dichter jedoch verlangen wir diese Kunst nur in dem Grade, als er sie zu seinen dichterischen Darstellungen bedarf und diese Stufe läßt sich schon erreichen. Man gebe dem Knaben nur früh die gehörige Richtung, so daß er Interesse und Liebe dafür gewinne, und er wird für's ganze Leben nicht davon ablassen und es wird demnach Alles gewonnen seyn.

Unterlassen werden für den Dichter darf aber dieß Studium der sinnlichen Auffassung auf keine Weise. Denn durch welche andere Mittel und auf welchem andern Wege wollte man doch der Phantasie, dieser Trägerinn, Bewahrerinn und Wiedergeberinn des körperlich objectiven Stoffes, eine solche Ausbildung geben, und sie dergestalt kräftigen, daß sie das Entlegene zu einer gegenwartähnlichen Klarheit heranbrächte!

Nun ist aber unsere Meinung keineswegs, daß diese Uebung der Art und von solchem Umfange seyn solle, daß sie der übrigen Bildung in Sprachen und sonstigen guten Dingen Einhalt thue; vielmehr glauben wir, daß sich alles dieses sinnliche Beschauen sehr wohl und hinreichend üben lasse in Stunden der Erholung und Muße, auf Spatziergängen, beyläufig, überall, wo man geht und steht.

Daß aber eine scharfe Sonderung und Unterscheidung in körperlichen Dingen zu einer gleich scharfen Sonderung in geistigen Dingen führe und daß mithin für alles geistige Treiben, in so weit Schärfe und Bewußtseyn dazu erfordert wird, es keine bessere Vorbereitung und Grundlage geben könne, als die Uebung im scharfen Unterscheiden sinnlicher Gegenstände, dieses wird wohl Jedem zur Genüge einleuchten.

Man sollte daher eine so wohlthätige Uebung im sinnlichen Anschauen nicht bloß einer dichterischen Ausbildung vorangehen lassen, sondern auch jeder andern.

Befürchtete man bey einer so entschiedenen Richtung nach Außen eine überwiegende Hinnei-

gung zum Materiellen, so würde durch eine gleichmäßige Beschäftigung mit Gesang und Musik, als der besten Nahrung für Gemüth und Seele, Alles im schönsten Gleise bleiben.

Der Gewinn aber wäre unendlich; wir bekämen scharfe, tüchtige, klar um sich schauende Geister und alles Duftigen, Unklaren und Unverständlichen würde immer weniger werden.

Ueber die Zeit poetischer Production.

Schiller, in seinen Briefen über den Don Carlos, macht die Behauptung: ein dramatisches Werk könne und solle nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn.

Wir sind nicht dieser Meinung und wollen sie daher widerlegen und das Gegentheil zu beweisen suchen.

Zuvor bemerken wir, daß im Allgemeinen keine dichterische Production an irgend eine Zeit gebunden ist. Die Empfängniß einer Idee ist unwillkürlich; sie kann entstehen durch Reibungen mit dem Leben oder mit der Zeit, oder sie kommt wie von selbst, ungerufen, gleichsam von oben. Die weitere Entwickelung und Ausbildung geschieht nach und nach, so wie der Geist des Dichters bald den Gegenstand ergreift, bald

ihn wieder fahren läßt. Hat sich nun ein Ganzes gebildet und abgerundet, und will es zur Erscheinung kommen und ausgesprochen seyn, so ist, abgesehen von den allgemeinen Erfordernissen, die wir beym Dichter voraussetzen, weiter nichts wesentlich nöthig als physische und geistige Kraft und innere und äußere Ruhe.

Und diese Erfordernisse sind im Allgemeinen von keiner Zeit so sehr abhängig, daß man sagen könnte, die Production kann und soll nur zu dieser oder jener Zeit statt finden.

Ein Anderes aber ist es, wenn es sich frägt, ob die eine oder die andere Zeit in solcher Hinsicht günstiger sey, und da ließe sich wohl behaupten, daß sowohl für die Kraft als Ruhe keine Jahreszeit günstiger sey als der Winter, keine aber ungünstiger als eben der Sommer.

Denn der Sommer und die damit verbundene Wärme und Hitze, auflösend, verdünstend, erschlafft und entkräftet, die Kühle und Kälte des Winters aber, zusammenziehend, Verdünstung hindernd, erfrischt, stählt und kräftigt; wie denn alles Lebendige vom Menschen bis auf

die Thiere des Waldes im Winter ein weit frischeres und festeres Ansehen hat, als im Sommer.

Was nun die Ruhe anlangt, so gründen wir unsere Behauptung auf folgende allgemeine Bemerkung.

Das Grund-Naturell des ächten Dichters ist Erregbarkeit. Er ist gemacht und geneigt an Allem, was ihm sowohl geistig entgegen kommt als ihn körperlich umgiebt, ein lebendiges Interesse zu nehmen. Daher der Trieb der sinnlichen Anschauung, daher das Streben, die Form und Gestalt der Gegenstände und Erscheinungen der sichtbaren Natur mit geschärften Sinnen aufzufassen, und sie, als Material zu künftigen dichterischen Productionen, in sein geistiges Innere aufzunehmen.

Im Sommer nun, wo die ganze sichtbare Natur lebt und webt, und in tausendfältiger Pracht zu sinnlicher Beschauung einladet, wo auch das Leben, Bewegen und Treiben der Menschen nach Außen und der Natur zugewendet ist, und also der Dichter von tausend Stimmen und Winken hinausgerufen wird, wie könn-

te er da die Ruhe haben, um in ein geistiges Leben, wie das eines dramatischen Gedichts, das ein in sich abgeschlossenes, von allem Aeußeren gesondertes und geschiedenes ist, und wohinein also das Aeußere nicht klingen darf, sich Monate lang ungestört zu vertiefen!

Der Sommer gehöre dem Leben, der Sorge für das körperliche Wohlseyn und Gedeihen, dem Lebensgenusse, der sinnlichen Anschauung, der Production des Liedes; die wahre Zeit einer längeren ungestörten Vertiefung aber ist der Winter.

Man wende nicht ein, daß der Dichter von seinem Gegenstande so ergriffen und in selbigen so hineingezogen seyn werde, daß alles äußere Leben und Bewegen ihn werde unberührt und ungestört lassen, denn, frage ich, warum will er dieses mit Verlust so vieles Köstlichen, das ihm im Sommer geboten wird, und warum nicht lieber zu einer Jahreszeit, wo ihm so wenig Einladendes und Genußreiches von Außen entgegen kommt?

Behauptete nun Schiller dennoch, ein dramatisches Werk könne und solle nur die Blüthe

eines Sommers seyn, so will uns dieses als ein neuer Beleg zu der Wahrnehmung erscheinen, wozu seine Werke Anlaß geben, daß nämlich die Richtung seines dichtenden Geistes mehr auf das Uebersinnliche als Sinnliche, und mehr auf das Reich der Begriffe und Ideen gehe, als auf das des Lebens und der sinnlichen Anschauung und Auffassung.

Und wie er nun hierin von allen übrigen großen Dichtern abweicht, so verwechselte er auch die Tagszeiten unnatürlich, indem er die Zeit der Nacht zu dichterischem Wirken verwendete, die schönen Morgenstunden aber ruhete. Keine Tagszeit aber ist der dichterischen Production, wie der Arbeit überall, günstiger als die Stunden des Morgens. Da stehen wir in voller rüstiger Kraft, da läßt sich etwas vollbringen. Alle Naturgemäßlebende halten daher die Morgenstunden hoch und als für das Gedeihen ihres Thuns und Wirkens unschätzbar. Und wenn nun Schiller hievon abwich, so ist das ihm, als einzelnem Individuum, wohl nachzusehen, keinem Andern aber zur Nachahmung zu empfehlen.

Größe des poetischen Gegenstandes.

Wenn ein Zauberer sich berühmte, in einem Zimmer Himmel und Wolken heraufführen zu können, so würden wir es ihm wenig Dank wissen, wenn er nur geringe und nicht vielmehr solche Wolken heranzaubern wollte, die einen großen, ungewöhnlichen Effect machen.

Was wir von diesem Zauberer verlangen, erwarten wir mit nicht geringerem Rechte von jedem Künstler.

Wir wollen die Natur und das Leben wiedergespiegelt, allein wir wollen sie nicht in ihrer Kleinheit; nicht das Unbedeutende gefällt uns, sondern das Außerordentliche.

Jedermann wird zugeben, daß vorstehende Behauptung viel Wahres und Ueberzeugendes

enthalte, und so möge sie denn feststehen und zum Guten wirken! — Aber ja hüte man sich, ihr eine beschränkende Auslegung zu geben, und sich dadurch zu einseitigen Forderungen verleiten zu lassen.

Eine solche Foderung würde etwa seyn, von einem großen Dichter zu verlangen, daß er seine Kräfte stets auf große, bedeutende Stoffe verwende, alles Geringere und Kleinere aber unberührt lasse.

Dieß wäre sehr einseitig und ungerecht! Denn zunächst betrachtet, haben wir von einem Dichter ja gar nichts zu fordern, sondern wir haben, wenn er etwas Gutes brachte, nur zu danken. Er ist nicht unser Schuldner, sondern wir sind die seinigen. Und ferner handelt der Dichter nicht nach äußeren Forderungen, sondern aus innerem Antriebe. — Als Goethe seinen Götz, Werther, Wilhelm Meister, Iphigenie, Faust, Hermann und Dorothea u. s. w. brachte, geschah dieß nicht, weil das Publicum dergleichen wollte; — denn was hatte das Publicum von dergleichen Werken für Ahndung? — sondern es geschah, weil

der Dichter sich dazu getrieben und berufen fühlte. Nun aber sind zu einem großen Gegenstande nicht immer Beruf und Kräfte, oder es fallen auch im bewegten Leben Perioden ein, die zur Bearbeitung großer Gegenstände keine Ruhe gewähren; soll der Dichter nun da nichts thun, soll er da lieber ganz feyern, oder wollen wir es ihm nicht vielmehr Dank wissen, wenn er auch da etwas seinem Beruf und Kräften Gemäßes unternehmen und uns so auch das Geringere und Kleinere nicht vorenthalten wolle.

Sind doch auch wir nicht immer fähig und aufgelegt das Große und Bedeutende zu fassen und auf uns wirken zu lassen. — Wir suchen was uns gemäß ist. — Der Liebende lauscht mit höherer Wonne einem Liebesliede als den erhabenen Schlachtgesängen des Homer. Dem Irrenden und Wankenden ist ein Sprüchlein, das ihm Aufklärung und Befestigung giebt, erwünschter und wichtiger als ganze Acte eines dramatischen Gedichts.

Man werfe daher einem Dichter nie das Unbedeutende seines Stoffes vor. Denn dieß

wäre eben so, als wenn man dem Schöpfer vorwerfen wollte, warum er nicht lauter Elephanten und Löwen gebildet, oder warum er nicht immer den majestätischen Donner rollen und den gewaltigen Sturmwind brausen lasse. Freilich dergleichen imposante Ereignisse dehnen uns mächtig aus und erheben uns über unser gewöhnliches Seyn hoch empor. Allein wir haben, wie schon gesagt, nicht immer Bedürfniß und Neigung uns ausdehnen und erheben zu lassen. Der Tanz der Mücken, der Anblick eines Schmetterlings, der sich auf der Blume wiegt, oder der Lufthauch, der durch Rohr und Blätter säuselt, sind uns oft gemäßer und erwünschter. — Wir wollen aber für alle Zustände etwas haben, das uns beglücke und fördere.

Nun könnte man sagen, für dieses Bedürfniß sey gesorgt durch die Verschiedenheit der Talente. Jedem Talent sey, nach Maaßgabe ihm verliehener Kräfte, ein gewisser Kreis angewiesen, in welchem es sich bewegen und über welchen es nicht hinaus solle. Und dieser Satz hat volle Wahrheit. Allein er schließt bloß das beschränkte Talent von der Leistung des über seine

Kräfte hinausgehenden Bedeutenden aus, nicht aber das große und vielseitige Talent von der Hervorbringung des in seinem Kreise liegenden Geringeren. Der Lieder-, Oden-, Epigrammen- und Elegien-Dichter soll, wenn seine Kräfte dazu nicht reichen, kein dramatischer und epischer seyn wollen. Allein der epische und dramatische Dichter soll, wenn er dazu fähig ist, von den geringeren Gattungen nicht ausgeschlossen seyn. Ja es läßt sich annehmen, daß ein großes Talent auch in den kleineren Gattungen geringere bloß auf dieses Fach beschränkte Talente noch übertreffen werde. Ein Feldherr wird auch eine Compagnie besser in die Schlacht führen, als ihr gewöhnlicher Chef. — Wir Deutschen haben viele Lieder-, Epigrammen- und Elegien-Dichter, allein wir haben keine bessern Lieder, Epigramme und Elegien, als eben von Goethe. — Will daher ein großes, vielseitiges Talent nach allen Seiten und Richtungen hin wirken, und auch das Kleine gut machen, so soll man es ihm Dank wissen und es nicht unverständig beschränken wollen.

Nachahmung.

Man setzt gewöhnlich die Nachahmung der Originalität entgegen und verbindet also damit einen ungünstigen tadelnden Begriff. Wir wollen untersuchen: in wiefern von einer solchen Nachahmung die Rede seyn kann und zu dem Ende ein Gedicht, seinen einzelnen Bestandtheilen nach, betrachten.

Das Erste, Ursprünglichste in einem Gedicht, der belebende und beseelende Punct, von dem Alles ausgeht, ist der dem Ganzen zu Grunde liegende Geist. — Dieser Geist ist über alle Nachahmung erhaben, denn er ist ein in dem subjectiven Selbst des Dichters Entspringendes. Ob nun dieses geschieht unmittelbar, oder durch irgend eine Berührung mit dem Leben oder mit einem andern Geist, ist völlig gleich. So kann

man Goethe keinen Nachahmer von Hafis nennen, weil die Lebens-Geister von Hafisens Gedichten andere Geister zu Gedichten in Goethes innerstem Wesen erregten. Der Geist ist immer etwas Ursprüngliches und kann daher bey ihm von Nachahmung nie die Rede seyn.

Vom Gehalt, als dem zweyten Bestandtheile des Gedichts, gilt dasselbe; denn der Gehalt ist gleichfalls durchaus etwas Subjectives. Wir verstehen nämlich unter Gehalt dasjenige zu einem Gedicht verwendete Material, was der Dichter aus dem Schatz seines Innern nimmt, wogegen der Stoff ein solches ist, wie es ihm die äußere Welt darbietet. Zum Gehalt ist demnach zu rechnen: der Witz, der Humor, und Alles was beym Dichter vom Herzen, vom Gemüth, mit einem Wort vom Menschen, ausgeht, alle Leidenschaften, alle Gefühle. Nun kann wohl der eine Dichter sein Gemüth an einem andern großen Dichter erwärmen, läutern und bilden, aber er kann es nicht nachahmen. Wollte es einer versuchen, so würde etwas durchaus Ungesundes, Affectirtes und Verschrobenes zu Tage kommen.

Drittens, was den Stoff anbetrifft, so bietet ihn die Welt in solcher Fülle, daß es lächerlich wäre, wenn ein Dichter ihn aus dem Gedicht eines andern holen wollte. Geschieht dieses aber dennoch, so mag es zum Beweise dienen, daß es schwer sey, aus der großen Fülle der Natur und des Lebens das Gehörige, dem jedesmaligen Geiste Gemäße auszulesen, und daß hiezu nicht Jedem der erforderliche Blick gegeben. Dem ächten Dichter aber fehlt er nie, und wo er fehlt, da mangelt nichts weiter als eine sehr wesentliche Anlage. „Die Folge davon und die Erscheinung, sagt Jean Paul, ist die, welche jetzt aus allen Buchläden heraussieht: nämlich Farben-Schatten, statt der Leiber; nicht einmal nachsprechende, sondern nachklingende Bilder von Urbildern, — fremde zerschnittene Gemälde werden zu musaischen Stiften neuer Bilder zusammen gereiht — und man geht mit fremden poetischen Bildern um, wie im Mittelalter mit heiligen, von welchen man Farben loskratzte, um solche im Abendmalwein zu nehmen.“ Da aber die Erscheinungen der Natur und des Lebens im Wesentlichen

ewig dieselbigen sind, so steht ein nachkommender Dichter gegen einen vorangegangenen leicht im Nachtheil; denn je treuer und wahrer er solchen äußern Stoff auffaßt, desto näher wird er mit einem vorangeschrittenen großen Meister zusammentreffen. Mit dem ungerechten Tadel der Nachahmung werden ihn aber nur durchaus Unverständige belästigen wollen; denn Männer von Einsicht werden vom Geist ausgehen und da wird dem wieder Alles gehörig, neu beseelt und originell erscheinen.

Endlich die Form als solche anlangend, so sollte da von Nachahmung gar nicht die Rede seyn, denn die Form ist etwas durch tausendjährige Bestrebungen der vorzüglichsten Meister Gebildetes, das sich jeder Nachkommende nicht schnell genug zu eigen machen kann. Ein höchst thörichter Wahn übelverstandener Originalität würde es seyn, wenn da Jeder wieder auf eigenem Wege herumsuchen und herumtappen wollte, um das zu finden, was schon in großer Vollkommenheit vorhanden ist. Die Form wird überliefert, gelernt, nachgebildet, denn sonst könnte ja überall von keinem Studium, von kei-

nem Fortschreiten in der Kunst die Rede seyn, Jeder müßte wieder von vorn anfangen. Die Kunst aber ist lang und das Leben kurz, und man thut daher wohl seine Kräfte nicht unnütz zu zersplittern und zu verschwenden. Goethe hat ein treffendes hierauf hinzielendes Wort in seinen Wanderjahren ausgesprochen, das hier stehen möge: „Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschiedenen Gesetzen am meisten berechtigt, ist: daß gerade das Genie, das angeborne Talent sie am ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet. Nur das Halbvermögen wünschte gern seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen und seine falschen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbstständigkeit, zu beschönigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hüten unsere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird. Mit dem Genie haben wir am liebsten zu thun, denn dieses wird eben von dem guten Geiste beseelt bald zu erkennen, was ihm nutz ist. Es begreift,

daß Kunst eben darum Kunst heiße, weil sie nicht Natur ist. Es bequemt sich zum Respect, sogar vor dem, was man conventionell nennen könnte: denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen überein kamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten; und gereicht es nicht überall zum Glück?"

So that Homer wohl, sich zu seinen Heldengedichten des schon ausgebildeten Hexameters zu bedienen, und nicht noch nach einer andern Form herumzusuchen. So Sophocles, daß er auf dem von Aeschylus bereits gebahnten Wege fortging. Tasso trat in die Fußstapfen Ariost's und er that wohl daran. Schiller bediente sich zu seinen Trauerspielen der schon lange vor ihm ausgebildeten Jamben. Goethe dichtete in allen bereits vorhandenen Formen. Wollte man nun einen Dichter, der sich eine bereits ausgebildete Form eines Andern zu eigen macht, deshalb einen Nachahmer nennen, so wären alle großen Dichter Nachahmer von Homer bis Goethe. Der Vorwurf einer tadelverdienenden Nachahmung der Form sollte nur die-

jenigen Dichter treffen, die mit Unverstand sich einer vollendeten Form bedienen, dergestalt, daß der Geist und Character desjenigen, was ausgesprochen werden soll, zu der Form gar kein Verhältniß hat, und wo also die Form gar nicht ausgefüllt, gar nicht lebendig durchdrungen wird. Solche Formen nennt Goethe mit Recht: hohle Masken ohne Blut und Sinn. So gießt vielleicht ein Dichter aus unverstandener Vorliebe für Sonette, Alles in die Form des Sonetts, gleichviel ob es der Inhalt und Character eines Liedes oder einer Ode ist, und gleichviel ob der Gedanke die Form füllen wird oder nicht. Reicht er nur hin für die ersten acht Zeilen, so tönen die sechs folgenden in leeren Worten nach. Ist er zu groß, so bekommen wir was grade in die vierzehn Zeilen hineingeht. So hat ein anderer Dichter vielleicht eine große Vorliebe für den majestätischen Gang der horazischen Ode, und er wird sicher aus übelverstandener Kunst, Alles in diese Form hineingießen, es mag nun passen oder nicht. Solche Dichter nennt man mit Recht Nachahmer der Form, man könnte sie blinde Nach-

ahmer nennen, sie verdienen allen Tadel. Weiß dagegen ein Dichter die Form jedesmal so zu wählen, daß sie dem Inhalt völlig gemäß ist, so kann ihn nie der Vorwurf der Nachahmung treffen.

Ueberall aber ist die Form in Bezug auf den genießenden Leser immer nur Nebensache, nur Mittel zum Zweck; die Hauptsache aber ist, daß das im Gedicht enthaltene Leben rein, ohne Anstoß und Hinderniß in den Leser überfließe, so daß er die Form gar nicht bemerkt.

Wir können nicht unterlassen, noch Folgendes in Beziehung auf die Form hinzuzufügen:

Wenn es für Zeit und Kräfte als ein großer Gewinn angesehen werden kann, daß der Dichter so schnell wie möglich zum Besitz und freyen Gebrauch dessen gelange, was erforderlich ist, um eigene Gedanken auf eine musterhafte Weise auszusprechen, so leuchtet ein, daß dieses um so leichter und schneller geschehen werde, je einfacher und je schärfer bestimmt ihm die Form überliefert wird, daß er aber mit unsäglicher Mühe und Verwirrung zu kämpfen habe, wenn er die Form so mannigfaltig und so wenig

bestimmt findet, daß ihm bey der Wahl derselben tausend verschiedene Wege offen stehen. So mußte Goethen, bey der vielseitigen Richtung seines Talents, die Wahl der jedesmaligen gemäßen Form schwer werden, weil er bey seiner eigenen Nation die Wege nicht angegeben und gebahnt fand, und er sich erst danach in der Fremde und bey andern Künsten umthun mußte. Unsere Literatur hat nun zwar seit der Zeit ein viel bedeutenderes Ansehen gewonnen, allein bey allen unsern Fortschritten sind wir auch jetzt noch nicht dahin gekommen, daß wir uns scharf bestimmter, feststehender Formen erfreuen können. Von der lyrischen Poesie reden wir nicht, ihr ist eine gewisse höchste Mannigfaltigkeit in der Form gemäß und zuträglich; auch wird ihre Wahl nicht schwer, denn der jedesmalige Geist bringt den Anklang dazu mit sich. Wir haben nur die größeren Gattungen im Sinne, nur vom Drama und Epos wollen wir reden. Gedenken wir nur der Tragödie! Was stehen da einem jetzigen Dichter bey der Wahl ihrer Form nicht für Wege offen! Soll er in Jamben, oder in Trochäen, in Reimen oder gar in Prosa schreiben?

Soll er eine gemischte Form wählen oder soll er eine und dieselbe Form gleichmäßig durchführen? Alle diese Wege stehen ihm offen, er kann thun was er will und eben dieß quält ihn, dieß raubt ihm höchst unnütz Zeit und Kräfte. Der Character des Gegenstandes sollte freylich entscheiden; er kann aber der Art seyn, daß er verschiedene Formen zuläßt. Wie gut hatten es dagegen nicht Sophocles und Euripides, und wie leicht hatten es nicht die französischen Dichter! Sie konnten sich stets in einer Richtung fortbewegen, und wenn sie dadurch zu hoher Meisterschaft gelangten, so ist es kein Wunder. Wir Deutschen aber versuchen es, beym Mangel entschiedener Bestimmungen, bald so und bald anders, und dabey kann nichts Kluges herauskommen. Vom Epos ist dasselbe zu sagen, wir haben es in Hexametern versucht und in achtzeiligen Reimen, welche Form aber ist vorzuziehen, welche ist der Sache und der Nation am angemessensten? So auch haben wir für das Lustspiel noch keine bestimmte Form, und doch wäre es gleichwohl sehr zu wünschen. In dieser Hinsicht könnten sich unsere einsichtigen

Aesthetiker um die Poesie wahrhaft verdient machen. Alles Uebrige findet der junge Dichter weit leichter von selbst, aber nur nicht die Form; die soll ihm überliefert werden, die soll er lernen, dabey soll er nicht durch Wanken und Schwanken die schönsten Jahre verlieren, die soll er mit Sicherheit sich bald zu eigen machen. Und grade dadurch, daß er sich nicht bald in dieser, bald in jener Form übt, sondern daß er sich von früh an in *einer* Richtung bewegt, und zwar mit Zutrauen, daß es die rechte sey, wird eine frühe Meisterschaft in der Technik erreicht werden können. Und was *das* sagen will, wenn Einer, ohne sich mit der Wahl der Form lange zu quälen, die ganze Kraft seines Talents gleich frisch auf die Ausführung wenden könne, das zeigen eben die Meisterwerke der Griechen, die keine Spur von Mühe blicken lassen. So preiset Goethe Raphael glücklich, daß vorausgehende Meister den Jüngling bis an die Schwelle geführt und er nur den Fuß aufzuheben gebraucht um in den Tempel zu treten; wogegen er aber Leonard da Vinci und Michel Angelo beklagt, daß Beyde während eines langen Lebens, unge-

achtet der höchsten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunstwirkens gelangt; indem Ersterer, genau besehen, sich wirklich müde gedacht und sich allzu sehr am Technischen abgearbeitet, und Letzterer sich die schönsten Jahre durch in Steinbrüchen nach Marmorblöcken und Bänken gequält, so daß von allen beabsichtigten Heroen des alten und neuen Testaments der einzige Moses fertig geworden, als ein Musterbild dessen, was hätte geschehen können und sollen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Gegenstande zurück.

Wir haben oben gezeigt, in welcher Hinsicht von einer tadelverdienenden Nachahmung in der Poesie nicht die Rede seyn könne. Spüren wir nun nach, wo sie sich denn eigentlich zeige, so finden wir sie vorzüglich in der Behandlung des Ganzen. Und da ergiebt sich, daß das höchste Verfahren, dasjenige nämlich, was wir Styl nennen, durchaus über alle Nachahmung erhaben sey, daß aber dagegen alle Manier eine tadelverdienende Nachahmung zulasse, ja nach sich ziehe. Nur stets wiederkehrende Ei-

genheiten in der Behandlung lassen sich nachahmen. Der Styl aber hat keine Eigenheit, ausgenommen die eine, daß er nie sich selbst darstellet, sondern immer den Gegenstand. Der Styl tritt bescheiden hinter den Gegenstand zurück, so daß man ihn gar nicht bemerkt, an ihn gar nicht erinnert wird, ihn ganz vergißt und nur lebt in dem Dargestellten; die Manier hingegen tritt überall selbst hervor, stets die Gegenstände nach sich selbst modelnd, das Individuelle des Dichters überall hineintragend. Dieß zeigt sich weniger auffallend im Lyrischen als im Dramatischen. Denn im Lyrischen, als subjectiver Dichtungsart, tritt das Persönliche des Dichters, der Natur der Sache nach, überall hervor; im Dramatischen hingegen, als objectiver Dichtungsart, muß das Persönliche des Dichters sich überall verbergen. Ist nun ein dramatisches Werk ein Werk der Manier, so werden alle Charactere nach dem Individuellen des Dichters aussehen, und demnach alle die Sprache des Dichters reden. Die Manier, als das Persönliche des Dichters überall mit sich führend, hat demnach stets wiederkehrende Merkmale und Ei-

genheiten, und diese sind so sehr hervortretend, daß sie sich dem Schüler aufdringen und in ihn übergehen werden, er mag sich stellen wie er wolle. Es ist demnach für einen angehenden Dichter nichts gefährlicher als ein an Manier klebendes Muster. Endlich die Manier, als nur die Oberfläche der Dinge berührend, ihr eigenthümliches Grundwesen zerstörend oder nicht hervorhebend, führt von der Natur ab. Und wenn nun die Manier an sich schon oberflächlich ist, so wird eine nachgeahmte Manier noch oberflächlicher werden und sich von aller Natur und Wahrheit noch viel weiter verlieren.

Der Styl hingegen, als jedesmal aus der tiefsten Natur des Gegenstandes hervorgehend, führt stets auf die Natur zurück. „Er ruhet, sagt Goethe, auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge.“ Er muß demnach hervorgehen aus dem lebendigen Bewußtseyn der innersten eigensten Natur des Gegenstandes. Sind die darzustellenden Gegenstände nicht im Tiefsten erkannt und durchdrungen, so wird nie ein Styl hervorgehen können. Auf dem Wege der Nachahmung ist er nicht zu

erlangen, aber sein Wesen muß aus bedeutenden Mustern erkannt werden. Solche Muster sind die alten griechischen Dichter und ein solches Muster ist Goethe. Die studiere man, denen strebe man nach.

Schiller hingegen, so groß er übrigens seyn mag, ist dem angehenden jungen Dichter als Vorbild gefährlich. Die überall hervortretende bedeutende Persönlichkeit führt weniger zum Ursprünglichen, Natürlichen hin, als davon ab; die immer gleich prachtvoll tönende Sprache wird in den Schüler übergehen, er wird ihn nachahmen. Bey Schillern selbst macht nun das hohe Individuum alles gut; reicht aber ein junger Dichter in dieser Hinsicht an ihn nicht hinan, so werden wir ihn in einem Mantel einherschreiten sehen, dem er nicht gewachsen, der überall zu weit ist.

Bemerkungen über Goethe's Wahlverwandtschaften.

Die Charactere eines dichterischen Werks stehen in ähnlichem Verhältniß zum Dichter, wie der Mensch zur Gottheit. — Beyde, Charactere und Menschen, wandeln im Dunkeln vor sich hin, nur das Nächste schauend, nicht wissend, wie es mit ihnen hinausläuft; aber der Dichter, aber die Gottheit stehen hoch über dem Ganzen, sie sehen über das Nächste, Gegenwärtige hinaus, das Zukünftige, die Tage, Handlungen und Ziele eines Jeden liegen ihnen in aller Klarheit vor Augen; Alles muß geschehen und erreicht werden.

Der Dichter spielt demnach die Rolle des Schicksals. — Aber wie er sie spielt, beur-

kundet seine Größe oder Kleinheit. Alles hängt hiebey ab von der Idee, die er sich vom Schicksal macht, über diese kann er nicht hinaus. Will er demnach Größe beurkunden und seine hohe Rolle würdig spielen, so kann die Idee, die er sich vom Schicksale macht, nicht groß, heilig und erhaben genug seyn. Aber wie der Mensch, so sein Gott, und wie der Dichter, so seine Idee des Schicksals.

In den Wahlverwandtschaften ist diese Idee eine höchst heilige und erhabene.

Der sittliche Dichter wirkt im Dienste der Gottheit, indem er die Strahlen göttlicher Heiligkeit, die einzeln hin und wieder auf die Menschheit herableuchten, mit dem Hohlspiegel seiner Kunst auffängt und sie der Menschheit in einem leuchtenden Brennpunct vor Augen bringt. Ein solcher Brennpunct sind die Wahlverwandtschaften.

Die Meinung des Dichters giebt sich kund nicht durch die Aussprüche einzelner Charactere, sondern durch den Ausgang der Handlung, des

Ganzen. Die Handlung aber ist das Resultat von den Ansichten und Wechselwirkungen der Charactere. Will der Dichter zeigen, wie eine unglückselige Handlung aus Mängeln oder Irrthümern der Charactere hervorging, so muß er, um diese Handlung vor unsern Augen als natürlich und nothwendig entstehen zu lassen, den Weg rückwärts machen, und die Charactere in ihren Mängeln und Irrthümern darstellen. Demnach werden diese häufig Ansichten des Lebens aussprechen, die ihrer eigenen Natur gemäß, aber keineswegs Meinungen des Dichters sind. Der Dichter will vielmehr solche Ansichten entschieden abgelehnt wissen, er will davor warnen, deshalb zeigt er uns wohin sie führen. Solcher Art sind die in den Wahlverwandtschaften über Tisch ausgesprochenen Ansichten des Grafen über die Ehe.

7. Um zu wissen, welche Ansichten der Charactere zugleich Ansichten des Dichters sind, muß man zuvor die Tendenz des ganzen dichterischen Werks im Auge haben. Diejenigen Ansichten nun, welche dieser Tendenz gemäß sind und mit ihr eine und dieselbe Richtung haben, sind als

eigentliche Herzensmeinung des Dichters zu betrachten. Diejenigen Ansichten aber, die mit dieser Tendenz streiten, sind, nach dem Sinne des Dichters, als verkehrt abzulehnen.

Betrachten wir nach dieser Voraussendung die Wahlverwandtschaften, so finden wir, daß die Ansichten und Aussprüche keines Characters der Tendenz des Ganzen gemäßer und demnach mehr als wahre Herzensmeinung des Dichters anzusehen sind, als die Ansichten von Mittler. Denn die höchstsittliche Tendenz des ganzen Romans spricht die Warnung aus: das Geheiligte des Ehestandes nicht anzutasten und dagegen auf keine Weise zu freveln. Und wie nun der ganze Roman diese Warnung durch lebendige Darstellung, durch den Untergang geliebter Personen, höchst ergreifend und erschütternd ausspricht, so thut dieses auch Mittler als einzelnes Individuum, und zwar durch das Wort. „Mit jenen, — ruft er aus, als man ihm die Ankunft des Grafen und der Baronesse meldet, — will ich nicht unter einem Dache bleiben; und nehmt Euch in Acht: sie bringen nichts als Un-

heil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt." Und ferner ruft er aus: „Wer mir den Ehestand angreift, wer mir durch Wort, ja durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun, oder wenn ich ihm nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie seyn: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen giebt es gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche

Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann.“

Endlich:

„Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und Theil daran nehmen, wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, so sollst du suchen es aufzuklären; du sollst suchen sie zu begütigen, sie zu besänftigen, ihnen ihre wechselseitigen Vortheile deutlich zu machen, und mit schöner Uneigennützigkeit das Wohl der Andern fördern, indem du ihnen fühlbar machst, was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.“

So spricht Mittler der Tendenz des Ganzen völlig gemäß.

Die edle feste Charlotte handelt ferner ganz in diesem Sinne, sie ist gleichfalls ganz auf der Seite des Dichters. Als der Graf über Tisch seine freyen, das spätere Unheil gewissermaßen motivirenden Ansichten über die Ehe äu-

ßert, ist sie wiederholt bemüht dem Gespräch eine andere Richtung zu geben; dergleichen Aeußerungen sind ihr, besonders um Ottiliens willen nicht angenehm. „Sie wußte recht gut, sagt der Dichter, daß nichts gefährlicher sey, als ein allzufreyes Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß Alles, was die eheliche Verbindung antastet." In gleichem Sinne handelt dieser edle Character fort. Sie liebt den Hauptmann mit aller Leidenschaft und Innigkeit, aber sie ruft alle Kraft und alle Besonnenheit in sich zusammen, um dieser Leidenschaft Herr zu werden. Wie sehr sie ihn liebt, offenbart sich, als sie ihn verlieren soll; die Aeußerung des Grafen, daß er eine Stelle für ihn wisse, daß er ihn glücklich placiren wolle, zerreißt ihr Innerstes, sie kann kein Wort zur Erwiederung hervorbringen. Der Hauptmann kommt zurück mit dem Plan des Guts, den er vor dem Grafen entfaltet. Aber mit wie anderen Augen sieht sie den Freund an, den sie verlieren soll. Mit einer nothdürftigen Verbeugung wendet sie sich

weg und eilt hinunter nach der Mooshütte. Schon auf halbem Wege stürzen ihr die Thränen aus den Augen, und nun wirft sie sich in den engen Raum der kleinen Einsiedeley und überläßt sich ganz einem Schmerz, einer Leidenschaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiseste Ahnung hatte. So sehr liebt sie ihn, aber wie weiß sie diese Leidenschaft zu beherrschen. Als der Hauptmann sie aus dem Kahn ans Ufer getragen, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken gewagt und den in demselben Augenblick zu ihren Füßen abbittet, drückt sie ihm die Hand, aber sie hebt ihn nicht auf. Doch indem sie sich zu ihm hinunter neigt und eine Hand auf seine Schultern legt, ruft sie aus: „daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser werth sey, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Graf macht Anstalt Ihr Schicksal zu verbessern; es freut, es schmerzt mich. Ich wollte es verschweigen bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich, dieß Ge-

heimniß zu entdecken. Nur insofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben unsre Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt unsere Gesinnung zu ändern.“ Dann später am Abend in ihrem Schlafzimmer stehend und sich als Gattin Eduards empfindend und betrachtend, kniet sie gerührt nieder und wiederholt den Schwur, den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Freundschaft, Neigung, Entsagen gehen vor ihr in heitern Bildern vorüber, sie fühlt sich innerlich wieder hergestellt. Und wie sie nun eine mächtige Naturgewalt in sich durch den Aufruf alles sittlichen Vermögens völlig unterdrückt und überwindet, so strebt sie nun auch mit aller Mühe Eduarden zu Hülfe zu kommen. Alles was ihr von Kraft, Besonnenheit und Klarheit zu Gebote steht, bietet sie auf, seiner blinden Leidenschaft unermüdet entgegen zu arbeiten. Und alles dieses, mit welcher Güte, mit welcher Milde! Dieser edle Character erscheint uns wahrhaft ehrwürdig, ja selbst in dem Wahne ehrwürdig, daß sich ein gewaltsam Entbundenes wieder ins Enge bringen lasse.

In folgender Stelle des Tasso finden wir die edle Charlotte ganz wieder:

Willst du genau erfahren was sich ziemt;
So frage nur bey edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beyde fragen:
Nach Freyheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Alles Unheil in den Wahlverwandtschaften entkeimt vorzüglich aus dem Conflict des Gesetzlichen und des Ungebändigten. Das Gesetzliche liegt hier in dem Heiligen, Unantastlichen der Ehe; das Ungebändigte in dem Character des Eduard. Er gleicht einem aufgeschwollenen Strom, der alle Dämme durchbricht, nicht ahnend die Verwüstungen die er wird anrichten. „Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm Alles: er ist ganz in ihr versunken; keine andere Be-

trachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; Alles was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilien.“ Alle Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit ihm zu sprechen scheint, sind seiner Leidenschaft unverständlich; er ist taub gegen die Stimme der Vernunft, der Freunde, der Gottheit. Was seiner Leidenschaft schmeichelt, ergreift er als Andeutung des Schicksals; daß das geworfene Glas mit den Namenszügen erhalten zur Erde kommt, deutet er auf eine unzertrennliche Verbindung mit Ottilien, daß aber das Streifchen Papier, worauf er Ottilie um einen geheimen Briefwechsel gebeten vom Zugwind auf den Boden geführt wird, der Kammerdiener, im Begriff ihm die Haare zu kräuseln, es ergreift, die Hitze des Eisens daran probirt und es zwickt und versengt, daß ferner ein zweytes Blatt nicht aus der Feder will, die Antwort Ottiliens ihm aus der Tasche entfällt und von Charlotten aufgehoben und ihm wieder überreicht wird, alle diese warnenden Zeichen übersieht er, sie erwecken ihn nicht, sie bringen ihn aus dem Taumel seiner Leidenschaft

nicht zum Bewußtseyn. Und in dieser blinden, ungebändigten Leidenschaft beharrt er bis ans Ende, alle Vernunft, alle edlen Zuredungen Charlotten's und der Freunde überhörend, ablehnend. Alles Unheil entsteht durch diese Leidenschaft, sie tödtet das Kind, sie tödtet Ottilie. Charlotte sagt zwar, sie habe durch ihr Zaudern, durch ihr Widerstreben das Kind getödtet, allein die edle Seele thut sich unrecht. Würden wir Ottilie fragen, so würde die sagen, sie habe es getödtet; allein auch diese ist unschuldig. Schuldig aber am Tode des Kindes ist die Leidenschaft Eduards und das Schicksal, welches vorzüglich in dieser Leidenschaft Grund und Quelle hat. Auch am Tode Ottiliens ist er schuldig, er selbst scheint dieß zu fühlen, obgleich er es nicht ausspricht, daher die Scheu die Hingeschiedene wieder zu sehen. „Sie liebt' ich, — tödtet' ich — Mein Herz brach ihr das Herz — An meinem hing's und welkte" würde er sehr treffend sagen können.

Der Character des Eduard giebt zu der Bemerkung Anlaß, daß bey der Erziehung nicht

früh genug auf Selbstbeherrschung, auf Besiegung und Bändigung des Willens hingearbeitet werden könne. Von Jugend auf das einzige verzogene Kind reicher Eltern, sich etwas zu versagen nie gewohnt, kann man wohl voraus sehen, was er thun werde, kann man sich über seine Handlungen nicht wundern. Alles was bey ihm ungebändigt erscheint, ist das Resultat einer verkehrten Erziehung, der Gehülfe sagt daher im Sinne des Dichters: Man erziehe die Knaben zu Dienern.

Das Böse in seiner Wirkung ist einem Krankheitsstoffe zu vergleichen. — Zarte Körper werden von ihm ergriffen und überwältigt, während er den rohen und abgehärteten nichts anzuhaben vermag. Ebenso die Saat des Bösen ausgesät in zarte Gemüther wird Verwüstung und Tod anrichten, während rohere, weniger edle Seelen in völligem Wohlseyn damit hingehen. Die Wahlverwandtschaften sind hievon ein sprechendes Muster. Die zarte, tiefe, edle Ottilie wird ein Opfer des Bösen, eben

weil sie ein Gemüth ist, das sich nicht damit verträgt. Ein Wenig weniger zart, tief und edel und es wäre Alles gut gegangen. Der Baronesse, an Ottiliens Stelle, würde es wenig gemacht haben, ihr wäre ein Böses solcher Art bey weitem nicht von solcher Gefahr gewesen, ja vielleicht von gar keiner. Ebenso wird Eduard ein Opfer seiner Schuld und seiner Liebe, der Graf hingegen wäre es sicherlich nicht geworden. Ueberall bilden das Schicksal des Grafen und der Baronesse zu dem Schicksal Eduards und der Seinigen einen treffenden höchst wahren Gegensatz. Beyde gehen in jener verhängnißvollen Nacht verbotene Wege der Liebe. Dem einen Theil erwächst daraus viel Unheil, eben weil das fortwuchernde Böse Gemüther ergreift, die ihm nicht gemäß sind. Der andere Theil hingegen, weniger zart und edel, und mit dem Bösen solcher Art mehr befreundet, befindet sich dabey sehr wohl. Will daher ein Dichter den Fluch des Bösen vor Augen bringen und zwar nicht in heillosen Folgen, die von Außen herein brechen, sondern in seiner Wirkung von Innen, in dem belasteten Gemüthe selbst, so können die

Charactere, an denen der Dichter solches zeigen will, nicht zart genug seyn.

Den Grafen und die Baronesse läßt der Dichter bloß auftreten, um die Saat des Bösen auszusäen. Nachher erscheinen sie nicht wieder; oder vielmehr nur um das in Ottiliens bewußtloses Gemüth Ausgesäete besser empor zu ziehen.

Die Wahlverwandtschaften gleichen in einem Stücke der Nacht von Correggio. Dort geht vom Kinde das Licht aus, hier das Unheil. Es tödtet schon bey seiner Taufe, es tödtet Ottilie, es tödtet Eduard. Gutes konnte auch aus ihm nicht hervorgehen, denn es ist das Product der Sünde, es ist das Erzeugniß eines doppelten Ehebruchs.

Aus zwey Gesichtspuncten lassen sich die Wahlverwandtschaften ansehen, aus einem sittlichen und aus einem tragischen. Wir wollen sie aus beyden betrachten.

Das Tragische der Wahlverwandtschaften entspringt aus dem Conflict des Gesetzlichen und der Naturgewalt: der Ehe und der unüberwindlichen Liebe zweyer ganz für einander geschaffener Wesen. Um aber nicht gegen das Heilige der Sitte zu freveln und ein Verbrechen zu begehen, muß die Liebe geopfert werden. Und wie dieß im höchsten Grade tragisch ist, so ist es auch höchst sittlich. Nur im Kampf mächtiger Natur mit Tugend und Sitte kann sich ein edler Character entwickeln. Derjenige Character in den Wahlverwandtschaften, der zur Ehre der Tugend und Sitte die mächtige Richtung seiner Natur, ja sein ganzes Selbst opfert, ist der größte. Dieß ist Ottilie. —

Aber ihr großer Entschluß, wie überhaupt alles Große, was im Leben geschieht, erscheint weniger als ein Werk ihrer selbst, als vielmehr als eine unmittelbare Eingebung Gottes. Hiedurch erhält der schöne Character eine unergründliche Tiefe. In dem höchst bedeutenden Moment ihres Lebens, in welchem sie sich ihre große Bahn der Selbstverleugnung vorzeichnet, ist sie der Erde halb entrückt und dem Göttlichen

nahe, sie vernimmt die Stimme der Gottheit. „Auf deinem Schooße ruhend — spricht das herrliche Kind zu Charlotten nach jenem höchst bedeutenden Moment — halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt, vernehm' ich abermals deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals, habe ich auch dieß Mal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ich bin entschlossen, wie ich's war, und wozu ich entschlossen bin, mußt du gleich erfahren. Eduards werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen; und Niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen! Danach, Liebe, Beste, nimm deine Maaßregeln. Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen. Wie ängstlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, aufschreien: du solltest ihn nicht mit so frevelhaften Hoffnungen entlassen."

Charlotte sieht Ottiliens Zustand, sie empfindet ihn; aber sie hofft durch Zeit und Vorstellungen etwas über sie zu gewinnen. Doch als sie einige Worte ausspricht, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuten: Nein! ruft Ottilie mit Erhebung: sucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre: du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselben See meine Vergehen, meine Verbrechen."

Zu welcher Höhe steigt dieser schöne, bisher sich kaum bewußte Character Ottiliens! Er hat unsere ganze Liebe, unsere ganze Bewunderung. So jung, so tief, so liebend und doch so übermenschlich groß in ihrem Entsagen, in ihrer Aufopferung. Charlotte ist vortrefflich, aber an Ottilie reicht sie nicht hinan. Dieses herrliche Kind ist unstreitig der schönste Character, der je aus Goethes Gemüth hervorgegangen.

Dadurch, daß Alles was bisher im Wege stand, beseitigt worden, daß Charlotte selbst in die Scheidung gewilligt hat, ist der Handlung

Ottiliens freye Bahn geöffnet; Alles beruhet auf ihr, und eben durch diesen Zug des Dichters sehen wir sie in ihrer Größe so bedeutend hervortreten.

Wie nahe dem Menschen oft sein Glück ist, und wie wenig er es in seiner Blindheit erkennt, und wie er es unbeachtet zur Seite liegen läßt und darüber hinweggeht, sehen wir aus den Wahlverwandtschaften. Das höchste Glück seines Lebens, sein Ein und Alles, um das er in tausend Tode gehen möchte, Ottilie wird Eduarden vorgestellt, daß er sie haben, daß er sie heirathen soll, aber er will sie nicht, er sieht darüber hinweg, er erkennt sein hohes Glück nicht. Und doch ist es ihm so nahe und er braucht nur die Hand auszustrecken, um es auf ewig zu besitzen. Traurige, beweinenswürdige Blindheit! Daß doch in solchen Momenten ein guter Geist dem Menschen zur Seite stände und ihm zuflüsterte: sein Glück stehe vor ihm, er solle nur zugreifen! Aber Gottheit und Geister verbergen sich und lassen den Menschen mit seiner Blindheit auf sich selbst beruhen, und so erzeu-

gen sich denn des menschlichen Lebens mannigfaltige, oft höchst tragische Zustände. —

Die Liebe zwischen Eduard und Charlotten ist ganz vernünftig, gewöhnlich, aber auch nichts weiter. Sie haben sich als junge Leute geliebt, aber ohne große Leidenschaft, denn sie vermögen auf einander Verzicht zu leisten und älteren nicht geliebten Personen ihre Hand zu geben. Sie werden wieder frey, finden sich wieder, Charlotte denkt an keine Verbindung mehr, aber Eduard, seine frühere Neigung noch im Sinne habend, dringt darauf und sie willigt endlich bloß ein, um ihm nicht zu versagen, was er für sein einziges Glück zu halten scheint. Der Graf nennt sie gleichwohl ein wahrhaft prädestinirtes Paar! — Freylich wohl! aber nicht durch die Natur, nicht durch Liebe, sondern durch ein böses Geschick. Denn kaum daß sie sich haben, so findet sich für Beyde das Rechte, das eigentlich von der Natur ihnen Bestimmte, für Charlotte der Hauptmann, für Eduard Ottilie; da fühlen Beyde was Liebe ist; aber nun ist die Scheidewand des Gesetzlichen dazwischen

getreten, sie müssen entsagen, die liebe Natur muß geopfert werden.

Die Natur ist besser daran als der Mensch, der treten keine hindernden Verhältnisse in den Weg, da mögen vier bisher je Zwey zu Zwey verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und Jedes den Theil ergreifen, und sich mit ihm aufs Neue und inniger verbinden, der ihm gemäßer, der ihm inniger verwandt ist. Aber der Mensch, durch höhere Gesetze der Vernunft, durch Pflicht und Sitte gehalten, darf sich den natürlichen Neigungen nicht hingeben, er muß sich überwinden, er muß seine Natur zum Opfer bringen.

Gelegenheit macht Verhältnisse; — und wie es in den Händen des Chemikers liegt, naturverwandte Wesen zusammen zu bringen oder nicht; so ruhet die Zusammenführung natur-, geistes- und seelenverwandter Menschen in den Händen des Schicksals. — Sind sie aber einmal beysammen, dann Gnade ihnen Gott! und

wehe ihnen, wenn die Scheidewand höherer Forderungen sie auseinander hält!

„Das Grundmotiv aller tragischen Situationen ist das Abscheiden, und da brauchts weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwerdt; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten, rechtlichen Zustande, veranlaßt durch mehr oder mindern Nothzwang, durch mehr oder weniger verhaßte Gewalt, ist auch eine Variation desselben Thema's."

Goethe Kunst u. Alterth. 3. B. 3. Hft. S. 113.

Wir fügen hinzu: je freundlicher das Daseyn, aus welchem geschieden werden muß, desto tragischer wird auch die Situation seyn. Dieses finden wir in den Wahlverwandtschaften sehr treffend bestätigt. Die mannigfaltigsten Anlagen sehen wir entstehen, Alles verschönert sich vor unsern Augen, wir finden die Glücklichen, die des Besitzes so vortrefflicher Güter theilhaftig sind, immer beneidenswürdiger; aber sobald wir wissen und bedenken, daß sie nichts davon genießen werden, so empfinden wir über alle die entstehende Herrlichkeit eine eigene Rührung.

Es ist eigenthümlich bey Goethe, daß er seine Charactere nicht ins Blaue hinzeichnet, sondern daß er das Local, den Grund und Boden, auf welchem sie handeln, zugleich scharf und bestimmt angiebt. In den Wahlverwandtschaften geschieht dieß gleich auf den ersten Seiten, wir wissen gleich, wo wir sind, wir können uns gehörig orientiren, die Phantasie hat Boden und Hintergrund. In diesem Roman ist das Landschaftliche so bestimmt gezeichnet, daß verschiedene Maler, wenn sie nach diesen Andeutungen arbeiten wollten, sehr ähnliche Bilder hervorbringen würden. Die so scharfe Zeichnung des Landschaftlichen ist in diesem Roman deshalb so wesentlich nöthig, weil so viel Bedeutendes draußen vorgeht, und weil manche Handlung und Begebenheit durch das Local motivirt wird.

Bey einem ächten Dichterwerk ist Alles Absicht; aber es wird nie nach Absicht aussehen.

Warum ebnet Charlotte den Kirchhof, warum läßt sie alle Grabhügel mit dem Boden gleich

machen und die Spur ihres Daseyns auslöschen? Sollte der Dichter hiezu nicht eine besondere Ursache haben? Sollte es nicht deshalb geschehen, um die Grabstätte Ottiliens in unserer Phantasie noch reiner und freyer hervorzuheben? Das Resultat ist so, die Wirkung ist diese, und es läßt sich denken, daß der Dichter sie wird im Sinne gehabt haben.

Warum läßt der Dichter die Grabstätte Ottiliens mit aller denkbaren Freundlichkeit ausschmücken? — Damit das Schreckliche ihres Todes gemildert und versöhnt werde. Wie schön ist das gedacht! Wer wünschte nicht auch so zu ruhen! Der ganze Roman erhält hiedurch eine sanfte Verklärung. Man denke sich die Capelle hinweg, man denke sich ein gewöhnliches Grab, und es wird gleich Alles düster werden. Man sehe diese Grabstätte ja nicht geringe, ja nicht als eine Nebensache an. Der Dichter fühlte ihre Wichtigkeit. Er läßt sie daher vor unsern Augen entstehen, vor unsern Augen ausschmücken. Aber es ist nicht gleichviel, von welchen Händen dieß geschieht; es geschieht nicht von

diesem oder jenem fremden Maler aus der Residenz, wie sie etwa zu Verzierung des neuen Lusthauses anwesend sind; nein, es geschieht von den Händen des von uns allen geliebten Architekten, dieses ernsten, so äußerst liebenswürdigen wackern Jünglings. — Und dieß ist sehr schön von Goethe, sehr zart. Dadurch, daß der Architekt die Sache eigentlich nicht kunstmäßig versteht, wird das ganze Thun so unschuldig, so kindlich, so ganz diesem Verhältniß gemäß, so ganz für Ottilie. Man muß es fühlen, es ist unnennbar, es ist sehr schön. Und Ottilie hilft mit gleich unschuldiger Hand! Läßt sich ein Rührendes denken von milderer, zarterer Natur, als dieses?

Der größte Triumph für den Dichter ist der, wenn wir bey Lesung seines Werks nie an den Dichter erinnert werden, wenn wir den Dichter ganz vergessen, wenn sein dargestelltes Leben uns ganz hinnimmt, uns mit mächtigen Armen ganz umschlingt. Wir sehen bloß seine Personen leben und handeln, der Dichter hat sich ganz hinter sie zurückgezogen; den Gehalt

seines Innern, womit er jeden der Charactere erfüllt, sehen wir von Jedem uns auf eine eigenthümliche Weise entgegengebracht, er hat ganz die Farbe des Characters angenommen, ganz die Spur seiner Abkunft vom Dichter verloren, jede Ansicht erscheint als Ansicht des Characters, der sie ausspricht, nie als Ansicht des Dichters. Und dieß gänzliche Verleugnen seiner selbst, dieses gänzliche Eingehen in den Gegenstand ist eben das Große, Unnachahmliche, was angeboren seyn muß, was durch kein Streben, durch kein Studium erreicht werden kann.

Woher kommt es, daß die Wahlverwandtschaften eine so allgemeine Wirkung, ein so allgemeines Interesse erregen? Ich antworte: weil das aus ihnen uns entgegen kommende Leben uns Allen so gemäß, so nahe, so verwandt ist. Es sind Zustände, wie wir sie täglich vor Augen haben, wie sie sich täglich wiederholen. Aus eben dem Grunde wirkte der Werther so allgemein, so mächtig. Denn die Hauptwirkung der Poesie besteht darin, beym Leser ein mannigfaltiges Leben in harmonische Anregung

zu bringen. Soll dieß aber geschehen, so müssen die menschlichen Zustände und Gefühle des Gedichts nicht allein wahr und getroffen seyn, sondern der Leser muß sich auch selbst darin wiederfinden, es muß ihm Alles gemäß, nahe und verwandt seyn, es muß ihm Alles rührend und treffend entgegen kommen. Daß aber das Allgemeine nicht gemein werde, erfordert einen Meister. Alle Stümper werfen sich auf das Unerhörte, Seltsame.

Es ist mit dem Roman anders als mit dem Drama. Im Drama hat der Dichter nur seine Handlung im Auge, alles Uebrige muß dahin einwirken, was nicht dahin einwirkt, wird als hemmend und störend zur Seite gelassen. Er concentrirt alle Kräfte zur Wirkung auf einen Punkt, nur eine Richtung hat er im Auge, nur eine Wirkung will er durch das Ganze hervorbringen; Alles muß dazu beytragen.

Ganz anders verfährt der Dichter bey einem Roman. Hier ist es ihm nicht sowohl um die Haupthandlung zu thun, als vielmehr darum: uns die mannigfaltigsten Zustände des

menschlichen Lebens vor Augen zu führen und seine Ansichten darüber auszusprechen.

Das Drama ist ein Strom, der zusammengehalten zum Meere eilt. Der Roman ist auch ein Strom; aber er ist einer der sich Zeit nimmt; es ist ihm darum zu thun, ein ganzes Land, durch das er fließt, von den mannigfaltigsten Seiten zu beschauen und zu betrachten; deshalb fließt er auch nicht beschränkt, gehalten; nein er theilt und breitet sich bey gelegenen Stellen in manche Arme aus, um recht viele Inselchen zu umfließen und sich des Beschauens mannigfaltiger Ufer zu erfreuen. Er sammelt sich erst wieder und fließt in seiner ungetheilten Fülle fort, wenn er dem Meere nahe kommt, in das er sich ergießen soll, das seinem Laufe ein Ende macht.

Die Tendenz eines dichterischen Werks läßt sich selten mit einem Worte aussprechen.

Wir haben oben gesagt, das Unheil in den Wahlverwandtschaften gehe hervor aus dem Beyspiel des Grafen und der Baronesse; ferner, es

gehe von der heillosen Umarmung jener Nacht, es gehe vom Kinde aus; endlich, es gehe aus von dem ungebändigten Character Eduards. So könnte man ferner sagen, es gehe vom Hauptmann und von Charlotten aus; denn wenn dieses klare, sich bewußte, feste Paar sich nicht liebte, so konnte es mit der Liebe des andern Theils so weit nicht kommen, so konnten diese keine Hoffnung einer dereinstigen Verbindung hegen, welche sich ja bloß auf der Voraussetzung gründete, daß auch Jenen sehr damit gedient sey. Ferner könnte man sagen, das Unheil gehe hervor aus der kindlichen Bewußtlosigkeit Ottiliens. Und an Allem ist etwas daran, an Einem mehr, am Andern weniger. Und alles Dieses beweiset, daß das Unheil begründet ist in der Gesammtnatur aller Charactere und in der Zusammenwirkung aller Umstände auf diese. Man nehme etwas hinweg, man mache etwas anders, und das Ganze wird sogleich eine andere Wendung bekommen. Wir sehen also eine feste Begründung alles Einzelnen, eine strenge Nothwendigkeit in der Anlage, ein scharfes Ineinandergreifen des Ganzen. Untersuchen wir

nun genauer das Wesen des Unheils, so finden wir, daß es ein sich ewig forterzeugendes, immer weiter um sich greifendes ist; daß es einem Krankheitsstoffe verglichen werden könne, der seine Ansteckung fortpflanzt. Nun sind alle Bewohner eines Hauses unschuldig zu nennen, die bloß eine Empfänglichkeit für diesen oder jenen Krankheitsstoff in sich tragen; aber nicht diejenigen sind es, die eine Ansteckung in ein Haus hinein bringen. Deshalb können wir sagen und festhalten: das Unheil in den Wahlverwandtschaften gehe von den freyen Reden und dem Beyspiel des Grafen und der Baronesse aus, in allen Uebrigen aber zeuge es sich nur weiter fort.

Von wie großer Wirkung die freyen Gespräche des Grafen über Tisch auf Ottiliens Gemüth gewesen, das sehen wir bey seinem zweyten Erscheinen mit der Baronesse in dem Schwarm Lucianens. „Man verwunderte sich nicht lange, sie Beyde zusammen und so heiter zu sehen: denn man vernahm, des Grafen Gemahlin sey gestorben, und eine neue Verbindung

werde geschlossen seyn, sobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte sich jenes ersten Besuchs, jedes Worts was über Ehestand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entsagen gesprochen ward. Beyde Personen, damals noch ganz ohne Aussichten, standen nun vor ihr, dem gehofften Glück so nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen."

Die Charactere mögen mitunter ganz recht haben, ihre Ansichten mögen ganz gut seyn, das Schicksal geht doch seinen eigenen Gang.

Auch alle Leidenschaft, auch die Liebe ist einem Krankheitsstoffe zu vergleichen, der geringer oder mächtiger um sich greift, jenachdem er mehr oder weniger Empfänglichkeit oder größern oder geringern Widerstand findet. Bey Characteren, die durchaus und überwiegend klar, verständig, vernünftig und sich bewußt sind, findet die Liebe wenig Nahrung und durch ein geringes Aufgebot von Kraft, kann sie, zu-

mal im ersten Entstehen, leicht unterdrückt werden; denn die Liebe sitzt im Gemüth und dieses ist bey solchen Characteren untergeordnet. Das finden wir bestätigt an dem Hauptmann und der ihm ähnlichen Charlotte.

Bey tiefen, ahnungsvollen Characteren hingegen, die weniger klar und weniger sich selbst bewußt sind, und bey denen mit einem Wort das Gemüth vorherrschend ist, wird die Liebe sogleich weit mächtiger und tiefer eingreifen, sie findet ein ihr ganz gemäßes Element, dagegen auf der andern Seite weniger Widerstand, sie ist unüberwindlich. Das sehen wir an Ottilien und an dem ihr gemäßen, ebenfalls sich nicht ganz bewußten, ahnungsvollen Eduard. Wenn wir Letzteren daher wegen seiner ungebändigten Leidenschaft, wodurch er so manches verdirbt, schelten möchten, so gewinnt er doch, wenn wir Alles recht bedenken, unsere gänzliche Verzeihung.

Die Natur der Charactere gehörig so zu bestimmen, daß durch ihre gegenseitige Wirkung das und das Resultat hervorgehen muß,

ist bey einem dichterischen Werk das Vorzüglichste, aber auch das Schwerste.

Alle Gegenwart ist eine fortgesetzte Vergangenheit. Die Handlung eines Characters nennen wir wohl motivirt, wenn wir in der Vergangenheit den Grund und Boden erblicken, aus welchem wir sie hervorwachsen sehen. Die Motive in den Wahlverwandtschaften sind alle dieser Art. So läßt uns der Dichter den hervorstechenden Zug im Character Eduards, seine hartnäckige Beharrlichkeit, auch schon in der Vergangenheit in seiner Liebe zu Charlotten erblicken. Charlotte hat dem von Reisen zurückkehrenden Eduard die schöne Ottilie absichtlich vorgeführt, um dieser geliebten Pflegetochter eine so große Parthie zuzuwenden; aber Eduard, seine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behaltend und glücklich in dem Gefühl der Möglichkeit, eines so lange entbehrten Gutes endlich doch noch theilhaftig zu werden, sieht weder rechts noch links, sieht über Ottilie hinweg.

Wenn man die Wahlverwandtschaften von Seiten der Darstellung betrachtet, so kann man die Wahrheit und Individualität, womit die Zustände und Begebenheiten auch dieses Romans gezeichnet sind, gleichfalls nicht genug bewundern. Alles erscheint, als habe der Dichter unmittelbar nach der Natur und dem Leben gearbeitet, als habe er Alles selbst gesehen, Alles selbst mit durchlebt, ja als habe er Alles im Speciellen augenblicklich nachgebildet. Es ist auch sicher anzunehmen, daß das Leben ihm mannigfaltigen Stoff geliefert, wenn auch nicht in der Folge und Ordnung, wie wir es im Gedicht erblicken. Aber dieß Alles giebt noch nicht diese Wahrheit der Darstellung, diese treue individuelle Zeichnung des Einzelnen; denn so weit reichen keine Erinnerungen, hiebey kann das Leben nicht aushelfen. Der Historienmaler, wenn er sein Bild nach freyen Ideen entworfen und im Ganzen Alles wohl geordnet, bestimmt und festgestellt hat, zieht, um bey der Ausführung des Einzelnen treu und wahr zu seyn, die Natur herzu und hat bey der Vollendung jedes besondern Theils seines Bildes auch eine

besondere, wiewohl nach höheren Forderungen seines Gegenstandes mehr oder weniger modificirt werdende Natur vor Augen. Die Wahrheit seines Bildes entzückt uns, aber sie erscheint uns nicht wunderbar, wir können klar einsehen, wie es mit dieser Wahrheit zuging. Beym Dichter hingegen ist Alles anders, der kann keine Natur herzuziehen die ihm sitze, die er Zug für Zug treu nachbilde; er hat nichts woran er sich halten könne, als seine geistige Anschauung. Wie groß muß nun aber ihre Kraft, und wie muß sie geübt und ausgebildet seyn, daß sie ihm die Vergangenheit zur deutlichen Gegenwart heranbringe und er Zug für Zug einer geistigen Anschauung nachzeichnen könne, wie es dem Maler bey einer wirklichen, körperlichen, vergönnt und möglich ist. Eine solche Reproductionskraft ist zu bewundern. Goethen ist sie besonders eigen; aber sie erscheint uns nicht in solcher Größe bey seinen dramatischen Werken als bey seinen Romanen. Und dieß liegt in der Natur der Sache. Denn eines Theils hat der Dichter beym Drama nur der Charactere inneres Leben zu zeichnen, die Rich-

tung des Willens ist scharf bestimmt, Alles hat eine gewisse Consequenz, Alles entspringt aus den gegebenen Umständen. Beym Roman hingegen soll außer dem innern Leben der Personen auch eine breite Welt ihrer Umgebung mit zur Erscheinung kommen. Andern Theils aber, und dieß ist besonders worin das Schwerere liegt, das Drama geht rasch, eilend und greift nur nach dem Bedeutenden, und bedarf, als vor unsern Augen sich Zutragendes, die Gewalt der Gegenwart auf seiner Seite Habendes, unserer Sinne sich Bemächtigendes, um als wahr anerkannt zu werden, nicht einer so sorgfältigen Begründung der Motive; wir lassen uns täuschen. Der Roman hingegen, ein Vergangenes wiederbringend, episch, ruhig vorschreitend, dem Leser oder Hörer völlige Ruhe gewährend, bedarf, um durch Wahrheit zu rühren, der sorgfältigsten Entfaltung des Einzelnen, die Vergangenheit muß als klare specielle Gegenwart unsern Augen entgegentreten, der kleinste Umstand muß sprechen, Alles muß wohl motivirt und begründet seyn; denn sonst glauben wir nicht, sonst werden wir nicht durch die Wahr-

heit gerührt werden. Ferner was die Personen betrifft, so sind die des Drama's gewöhnlich aus der Geschichte genommen; wir wissen daß sie gelebt haben, ihre Handlungen sind uns bekannt, ein unbedingter Glaube ist ihnen vorangegangen. Von den Personen des Romans hingegen meldet uns die Geschichte nichts, sie haben die Wahrheit ihrer Existenz nicht vorausgesandt, nein sie müssen sie erst mitbringen und zwar vermöge der Wirklichkeit, mit der sie sich darstellen.

Nun liegt aber die überzeugende Wahrheit der Darstellung, das eigentlich Lebendige, nicht im Allgemeinen, sondern im Besondern, Individuellen. Aber das Individuelle und zwar ein solches, wie wir es bey Goethen erblicken, ist das Schwere. Und dieß meinen wir so: Ein Dichter der wie Goethe Alles idealisirt und beständig das Allgemeine vor Augen hat, sollte sich vermöge dieser Richtung stets von allem Besondern, Individuellen entfernen. Da aber im Individuellen das eigentliche Leben liegt, so kommt es darauf an, damit das Ideale nicht kalt, tod und blutlos werde, daß genug des

belebenden und erwärmenden Individuellen haften bleibe. Und dieß ist das Schwere, das Seltene, das wir bey Goethen in so hohem Grade zu schätzen haben. Es ist wohl leicht ideal zu seyn, es ist auch wohl leicht individuell zu seyn, aber in der Vereinigung von Beyden liegt eben das Große, der Gipfel der Kunst, der nur von Wenigen erreicht wird.

Die Charactere in den Wahlverwandtschaften treten uns bey der ersten Bekanntschaft die wir mit ihnen machen, mit einer solchen Wahrheit und Bestimmtheit entgegen, daß wir sogleich voraussagen können, wie dieser oder jener in einem gegebenen Falle handeln wird. Wie sich Charlotte, wie sich Eduard bey der Berufung des Hauptmanns benehmen, ebenso zeigen sie sich im ganzen Verlauf aller späteren Handlungen. Vom Hauptmann, von Ottilien gilt dasselbe. Und doch bewegen sich die Charactere nicht enge, scharf, nach einer gewissen Schnur; sondern sie bewegen sich in aller mannigfaltigen Freyheit. Das ist aber eben die wahre Kunst, daß bey einem Character auch ei-

ne anscheinende Inconsequenz als wahr und als mit seiner tiefsten Natur zusammenhängend erscheint. Und eben dadurch erhalten Charactere Individualität und Leben.

Bey einer solchen Wahrheit der Charactere, wo alle Handlungen aus ihrer tiefsten Natur hervorgehen, erscheint das Schicksal nicht als ein von Außen Einwirkendes, sondern es erscheint als Resultat der Gesammtwirkungen aller Charactere, es erscheint als ein aus dem Innern der Charactere Hervorgehendes, von ihnen erzeugt Werdendes. Und dieß eben ist das wahre Schicksal, das Schicksal des Lebens, nicht das Schicksal einer Idee. Es zieht zwar durch das menschliche Leben ein geistiges Etwas, das in den Begebenheiten verkörpert erscheint, die uns berühren, die uns treffen; aber ob diese Begebenheiten tod an uns vorübergehen, oder ob sie uns lebendig aufregen und zu Thaten veranlassen, davon liegt der Grund in unserm Character. Die Begebenheit geht gleichsam umher mit einem Zünder, den sie an hundert Charactere anhalten kann und es wird Alles ruhig bleiben; aber diesem Einen bringe sie ihn

nahe, diesem Einen der ihm gemäß ist, der ihm Entzündbares entgegen bringt, und er wird sogleich auflodern. Macht den Character der Charlotte, der Ottilie, des Eduard um ein Weniges anders und es wird bey der Einwirkung derselben Begebenheit ein ganz anderes Resultat erscheinen. Erschiene dasselbe, so wäre es ein Wunder und zeugte für weiter nichts als für die Schwäche des Gedichts. So aber wie Goethe die Charactere gemacht hat, geht alles Schicksal ganz natürlich aus ihnen hervor, und dieß zeuget für seines Gedichtes Wahrheit, Stärke, Vollendung; es beweiset, daß es ein aus einer Wurzel hervorwachsendes, von einem Lebenssafte durchdrungenes, tief in einander greifendes organisches Ganzes ist.

Und so wollen wir denn für dießmal unsere Bemerkungen über dieses tiefe, zu fortzusetzenden Forschungen anreizende Kunstwerk schließen, und nur noch den Wunsch hinzufügen, daß ihnen eine freundliche Aufnahme zu Theil werden möge.

Wichtigkeit des poetischen Stoffs, als objectiven Materials zur Verkörperung des poetischen Geistes.

Der Gehalt des Dichters, wenn er poetisch wirken soll, kann nicht für sich, ohne objective Richtung aus dessen Innern hervorgehen, sondern es müssen Gegenstände da seyn, die seine Kraft und Wirkung auf sich ziehen.

Der Gehalt muß demnach immer eine Richtung auf den poetischen Stoff haben.

Hat er diese Richtung nicht, glaubt der Dichter vielmehr ohne Stoff mit bloßem Gehalt wirken zu können, so werden durchaus körperlose Gebilde entstehen, die wie Hauch und Duft an uns vorüberziehen und keine Spur ihres Dagewesenseyns zurücklassen. In diesem Fall

ist dasjenige vorhanden, was Jean Paul so treffend den poetischen Nihilismus nennt, eine Halbheit, eine Unzulänglichkeit, ein Unvermögen, das nicht genug kann getadelt werden.

Die Sonne will ihre Erde haben, die ihre Strahlen empfange, sie will Gegenstände die sie schmücke und woran sie sich selbst kund thue und verherrliche.

Dichter aber, die mit bloßem Gehalt wirken wollen, gleichen Sonnen, die ihre Erde verschmähen und die ihre Strahlen ins wüste weltenlose Leere hineinsenden, wo sie nirgend einen Halt finden.

Das geht denn freylich ins Unendliche, als wohin solche Dichter bey Verschmähung und Fürgemeinhaltung des Irdischen immer streben, aber dadurch wird niemand erquickt, niemand erleuchtet und erwärmt werden.

Ferner: Alles Wirken mit bloßem Gehalt ist einseitig; der Stoff aber ist der Körper des Mannigfaltigen.

Will der Dichter ein characteristisches Gedicht machen, so sehe er sich nach characteristischem Stoff um und es wird ihm gelingen.

Goethes Kriegsglück, Finnisches Lied, Zigeunerlied, und ähnliche treten uns so höchst characteristisch entgegen, vorzüglich mittelst des Stoffes der dazu als Material verwendet worden. Ist erst dieser vorhanden, so folget der gemäße Gehalt, dasjenige, was als Denkungs- und Gesinnungs-Weise erscheint, von selbst.

Die Welt ist die Schatzkammer der Phantasie, der Stoff des Dichters Reichthum. Will der Dichter als reich gepriesen seyn, so kann er die Fülle der äußern Welt nicht genug durchforschen und in sich aufnehmen.

Alle Dichter, die je für die Größten sind gehalten worden, hatten eine entschiedene Richtung auf die Wirklichkeit und deren Auffassung. Wie sind Homer, Shakspeare, Goethe und ihnen Aehnliche hierin so groß und bewundernswürdig! Alles irdische Thun und Seyn ist ih-

nen bekannt, alle menschliche Handthierung haben sie bis auf die kleinsten Handgriffe durchforscht und sich beobachtungsweise zu eigen gemacht; die Wahrheit ihrer Darstellungen rührt und entzückt uns.

Und wenn wir uns nun gestehen, daß diese Wahrheit lediglich in der Auffassung des äußern sinnlichen Stoffes ihren Grund hat, und wir ferner zugeben, daß alle dichterische Anschaulichkeit und reiche characteristische Mannigfaltigkeit aus derselbigen Quelle hervorgeht, wer wollte denn einen Augenblick anstehen, jenen höchsten Mustern zu folgen, sein ganzes Wesen der sichern faßlichen Wirklichkeit entgegen zu wenden, und allem so höchst undichterischen Streben ins unbewußte und unerquickliche Körper- und Namenlose für ewig zu entsagen!

Ueber den poetischen Stoff.

Der Zweck aller menschlichen Bestrebungen und also auch der Poesie kann kein anderer und höherer seyn, als der der ganzen Welt und des menschlichen Daseyns. — Denn was dem Zwecke der Welt und dem unseres Daseyns nicht gemäß geschieht, oder ihm gar zuwider läuft, ist verkehrt, böse, verderblich.

Was ist aber der Zweck unseres Daseyns? Kein anderer als wohin die Richtungen der menschlichen Natur gehen und gingen, und wohin die Gottheit von jeher selbst zu leiten schien; nämlich: Glückseligkeit und sittliche Veredelung.

Und Beydes ist unzertrennlich, Beydes steht in ewiger Wechselwirkung.

Der Trieb nach Glückseligkeit liegt der menschlichen Natur so tief und vorherrschend zum Grunde, daß man sagen möchte, alles Thun und Lassen gehe mittelbar oder unmittelbar aus ihm hervor oder werde von ihm geleitet.

Denn alle menschlichen Beschäftigungen, alle Einrichtungen des Staats, wenn sie gut sind, Alles warum wir uns von Jugend auf bemühten, kurz Alles was geschieht und uns von menschlichem Thun und Wirken in unserem häuslichen Leben und sonst umgiebt, geht nicht Alles darauf hinaus, oder soll es wenigstens nicht darauf hinausgehen, daß die uns zugemessene und gegönnte Frist des irdischen Daseyns in möglichster Freude und Behagen hinfließe? Und kommt nicht die Erde mit ihren Hervorbringungen und Schätzen aus allen Reichen diesem entgegen? Und thun nicht alle Elemente, nicht Sonne, Mond und Sterne dazu das Ihrige? Und hat selbst der Wechsel einen anderen Zweck als diesen? Ja hat die Tugend einen andern? Denn geht sie nicht auf Beförderung Anderer Glückseligkeit und unserer eigenen? Ja ist die Tendenz der christlichen Religion eine andere?

Denn geht sie nicht auf Gründung eines Reichs der Liebe, wo Einer dem Andern das Leben versüßen und verschönern soll? Kann daher auch die Poesie einen höheren und besseren Zweck haben als diesen? Wer wollte daran zweifeln!

Aber einen gleich guten, einen gleich hohen hat sie, gleich der Welt und dem menschlichen Daseyn, nämlich den der sittlichen Veredelung. So spricht das Bedürfniß unserer geistigen Natur, welche nach allem Sittlichschönen so mächtig hinstrebt, von allem Unsittlichen aber zurückgestoßen wird, so spricht der große Gang, den die Menschheit seit Jahrtausenden zu ihrer Veredelung machte, so spricht Gott selbst durch den Fluch, den er auf alles Böse gelegt hat und durch das Heil, das er allem Guten entkeimen läßt, so spricht endlich das Christenthum und alles Vortreffliche, das von Anbeginn der Welt her eine Stimme gehabt hat. Will man daher von der Poesie überall Zwecke verlangen, und warum sollte man das nicht! — so kann es ferner kein höherer und edlerer seyn als der: am großen Werk der Menschheit durch sittliche Veredelung mit fortzubauen.

Und ist denn ohne sittliche Veredelung überall eine Glückseligkeit denkbar? Insofern der Geist mehr ist denn der Leib, nie! Ja es ließe sich beweisen, daß Gott das Sittlichschöne zur einzigen Bedingniß aller Glückseligkeit gemacht hat. — Nur auf dem Boden sittlicher Reinheit wird die Blume des Glücks frisch blühend und duftend emporwachsen. Der Verlust der sittlichen Reinheit aber ist ein verwünschter Acker, auf dem nichts keimen und sprossen will. Alle Lebensgüter sind bey ihrem Verlust nichtig, ihr Besitz aber ist ein unverwüstlicher Schatz, dem der Verlust aller übrigen Glückseligkeit nichts anzuhaben vermag.

Beyde Zwecke der Menschheit, Glückseligkeit und sittliche Veredelung, stehen daher in ewiger Wechselwirkung. Und beyde Zwecke sind groß, die Poesie wird nie größere erreichen. — Erreicht sie zur Zeit nur einen, gut! erreicht sie beyde zugleich, desto besser. Aber nie erreiche sie den einen auf Kosten des andern, z. B. nie suche sie zu beglücken, wenn es auf Gefahr unserer sittlichen Reinheit geschehen soll, warlich, das wäre ein Genuß theuer erkauft und

das hieße dem edlen Safte der Poesie ein verborgenes Gift beymischen, woran das genießende Volk Jahre lang zu kränkeln hat, ehe es sich dessen wieder entledigt. Unsere Zeit hat keinen Mangel an dergleichen Productionen, selbst an solchen nicht, die, unter einer ernsten Maske einherschreitend, am wenigsten danach aussehen. Dieß sind aber eben die gefährlichsten. Denn das Verderbliche liegt tief, dem Blicke des Volks entzogen, in der Tendenz des Ganzen. Wir brauchen nur an unsere beliebten, verfehlten, höchst unchristlichen Schicksalstragödien zu erinnern, deren Wirkung nichts weniger ist als eine sittliche.

Hat aber ein Dichter uns beglückt, so danken wir ihm; verlangen aber nicht, daß er uns zugleich auch habe sittlich veredeln sollen. Denn dieß wäre eine höchst ungerechte Forderung. Ja dieß wäre eben so, als wenn man von der Rose verlangen wollte, daß sie zugleich als Nachtigall singen, und von der Nachtigall, daß sie zugleich als Rose duften solle. Nur nicht auf Kosten des einen Ziels soll der Dichter das andere erreichen wollen, dieß können wir

verlangen, aber nicht, daß er beyde zugleich erreiche. Und hätte ein Dichter lebenslänglich nichts gethan und gewollt als uns beglücken, so hätte er ein hohes Ziel erreicht und wir wollten ihm danken; hätte er aber auch zugleich zu unserer sittlichen Veredelung wirken wollen, so hätte er ein doppelt hohes Ziel erreicht, und wir wären ihm doppelten Dank schuldig. Fordern aber, wie gesagt, können wir nur dieses, daß er das eine Ziel nie soll erreichen wollen auf Kosten des andern. Dieß ist aber auch Alles. Im Uebrigen folge der Dichter den Richtungen seines Talents.

Alle großen nun haben beyde Zwecke, wenn auch nicht im Auge gehabt, doch stets erreicht, wie alle ihre Werke zeigen. Nur nicht immer in einer und derselben Production. Denn manche Gattungen der Poesie lassen, ihrem Character nach, zur Zeit vorzugsweise nur das Eine oder das Andere zu. Z. B. in dem Wesen der erotischen Gattung liegt nicht die Tendenz der sittlichen Veredelung, wiewohl wir Liebeslieder von Goethe besitzen, die so sittlich veredelnd wirken wie irgend etwas. Kann es z. B. etwas

Edleres geben als folgende Verse aus dem schönen Liede der Suleika im Divan?

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg' ihm meine Schmerzen.

Mag die sittliche Cultur noch so hoch steigen, solche Verse werden in alle Ewigkeit veredelnd zu Herzen sprechen.

In großen Werken liegt der Zweck der sittlichen Veredelung gewöhnlich vorzugsweise in der Tendenz des Ganzen, die im Laufe des Werks von Zeit zu Zeit hervorblickt, während das bloß Beglückende vorzugsweise in der Ausführung, in dem Wege zum Ziele, geboten wird. Solcher Art sind fast alle Meisterwerke im Fach der Romane.

Näheren wir uns nun dem eigentlichen Zweck dieser Abhandlung und werfen die Frage auf: wie, auf welche Weise, die Poesie gedachte Ziele der Beglückung und sittlichen Veredelung erreicht, so ist unsere Antwort im Allgemeinen: durch sich selbst, als Poesie.

Alle ächte Poesie beglückt und veredelt als solche, durch ihre himmlische Erscheinung, durch ihre göttliche Nähe.

Betrachten wir aber im Besondern, welchen Antheil daran der poetische Geist, der Gehalt, der Stoff, die Form hat, so wird uns das zu nicht unersprießlichen Resultaten führen.

Was nun den poetischen Geist und Gehalt, also das Subjective des Dichters, anbetrifft, so läßt sich darüber im Allgemeinen, abgesehen vom gegenwärtigen besonderen Fall, wenig lehren und rathen, dazu muß der Dichter selbst sehen. Wer Beydes nicht besitzt, der wird es durch keine Lehre, kein Studium erlangen. Die Natur muß in solcher Hinsicht das Ihrige gethan haben, dergleichen muß angeboren seyn.

Stoff und Form aber sind die Theile der Poesie, die sich nachweisen und lehren lassen.

Wir wollen für dießmal bloß darzulegen suchen, welchen Antheil an dem hohen Doppelziele der Poesie, der Beglückung und Veredelung, der poetische Stoff hat.

Denn wiewohl das eigentlich Lebendige und Wirksame der Poesie vorzüglich im poetischen

Geist ruht, so ist eines Theils das Interesse des genießenden Volks doch fast nur stoffartig; andern Theils aber, und dieß ist es, worauf wir eigentlich hinaus wollen, kann nichts vollkommener und erfreulicher seyn, als wenn wir einen schönen Geist in einem gemäßen, entsprechenden gleichschönen Körper dargestellt und kundgethan sehen.

Wir verlangen daher gedachte Erfordernisse der Beglückung und Veredelung mit Recht auch vom Stoffe und wollen solchem deshalb in dieser Hinsicht eine nähere Betrachtung widmen.

Zieht dagegen der poetische Geist aus der Natur und dem Leben zu seiner Verkörperung solches Material an sich, welches, für sich betrachtet, im Leben so wenig beglückt als veredelt, so haben wir mehrgedachte Erfordernisse der Beglückung und Veredelung, welche wir von der Poesie stets verlangen, zwar nicht im Stoffe zu suchen, sondern im poetischen Geist. In solchem Fall aber muß der Stoff durch den Geist erst geheiliget werden, im ersteren günstigeren Falle ist es der Stoff schon an sich.

Doch nun zur Sache!

Das erste der beyden hohen Ziele der Poesie, gleich der Welt und dem menschlichen Daseyn, ist

Glückseligkeit.

Wie erreicht nun die Poesie dieses, in so weit es vom Stoffe abhängt?

Wir antworten: dadurch, daß sie uns bringt, was uns im Leben beglückt, was wir suchen, was uns auf der jedesmaligen Stufe und Lage unseres Lebens gemäß ist.

Bevor wir aber zur Berührung solches Stoffes selbst schreiten, bemerken wir, daß solcher im Allgemeinen immer nur als Ingrediens anzusehen ist, das erst mit Anderem vermengt und verarbeitet, und nur in seltenen Fällen an sich schon, eine poetische Form zu füllen geschickt seyn wird.

Um nun mit dem Allgemeinsten zu beginnen, und nach und nach zum Besonderen überzugehen, so berühren wir zunächst dasjenige Beglückende, wie es allen Geschlechtern,

Lebensstufen und Ständen, also dem Menschen als solchen, gemäß ist.

Und um ferner von dem Geringeren zum Bedeutenderen zu schreiten, und uns erst zu festigen und dann zu verflüchtigen, so erlaube man, daß wir mit dem Beglückenden in Beziehung auf unser körperliches Seyn zunächst beginnen.

Da treten nun vor allen hervor: die Freuden des Mahles und des Weines.

Diese sind genossen so lange die Welt steht, und werden auch ferner genossen werden. Sie sind daher etwas Altes, Bleibendes, Aechtmenschliches und also auch in dieser Hinsicht der Natur der Poesie völlig gemäß.

Es giebt zwar Dichter, die ihre Helden und Heldinnen gleichsam vom Hauch der Blüthen leben lassen, wir aber halten's nicht mit ihnen, sondern freuen uns, wenn gesunde und natürlich vollendete Dichter, wie Homer, Goethe, Voß und Andere ihre Personen die Freuden des Mahles wohl genießen lassen. Wie ist der Homer, wie Vossens Louise voll schöner

Schilderungen dieser Art, die das Behagen solcher Situation im Leser stets wieder erwecken!

Und nun der Wein und die Trinklieder aller Zeiten und Völker! Welch ein Schatz der schönsten Poesie! Von Hafis bis Goethe und wer sonst Trinklieder gedichtet hat und noch dichtet, welcher wäre nicht mit solchen Liedern willkommen! Jedes Volk singt die seinigen mit Lust, froh gedenkend, daß mit der Wonne des Weines sich Weniges vergleichen lasse.

Wir gehen weiter und gedenken des Behagens, welches uns durch den Sinn des G e r u c h e s zugeführt wird.

Welche Wonne ist dem Hungrigen der Geruch gebratenen Fettes! Dem hungrigen Wanderer zum Beyspiel, wenn er durch ein Dorf gehet, oder in die Nähe des Gasthofes gelangt; oder dem hungrigen Krieger, der Nachts im Zelte liegt, und dem der Wind zuwehet, daß seine Genossen in der Nähe Stücke eines Schweins am Feuer braten! Rose, Veilchen und Reseda mögen zarter duften, aber nicht p o e t i s c h e r. Dieses kühnlich behauptend soll von der Wonne der Gerüche nichts weiter gesagt seyn.

Ferner: Das Behagen der körperlichen Erwärmung und Erfrischung.

Wenn wir den Odysseus nach vielen Mühseligkeiten und Beschwerden einem Bade entsteigen und mit weichen, wohlthätigen Gewändern bekleiden sehen, so thut uns das sehr wohl und wir hören es gerne. Eben so mag der Dichter uns vor Augen bringen, wie Hausgenossen die wärmende Flamme des Kamins vertraulich umsitzen; wir theilen ihr Behagen und sind nun wohl aufgelegt, der Erzählung abentheuerlicher Geschichtchen zuzuhören. Nicht weniger poetisch und von Dichtern oft wiederholt, ist die Wärme des Lagers, zumal wenn wir hören, wie draußen Regen und Stürme das Haus treffen. Auch der Sonnenwärme gedenken wir als in kühlen Jahrszeiten ersehnt und gesucht, in heißen Sommertagen aber als drückend und gemieden. Und nun suchen wir Erfrischung und werfen uns in Flüsse und Seen, und erquicken uns badend in der Kühle des Wassers. Oder wir verlangen nach Schatten unter Bäumen und in Gehölzen und lagern uns auf den Rasen darunter. Solche im Leben beglückende Situationen

vom Dichter wieder gebracht, werden stets erfreulich und willkommen seyn.

Auch das Gefühl der Kraft und Gesundheit zählen wir hieher. Nicht weniger das Behagen der Ruhe und das Gefühl, welches aus dem körperlichen Wohlseyn im Allgemeinen fließt.

Hiebey bemerken wir, daß ein Dichter, der seine Personen lange in einer unbequemen Situation läßt, uns immer wehe thut. Bey wahrhaft großen Dichtern finden wir das nie, das Gefühl des Rechten ist ihnen angeboren. Goethe läßt seinen Hermann mit Pferden und Wagen nicht in der Sonnenhitze halten, sondern unter kühlen Linden. Nun mögen die Freunde hingehen, sich nach seiner geliebten Vertriebenen umzuschauen, wir wissen ihn in einer Situation, wo er es schon ein Stündchen wird aushalten können. Goethe fühlte in solchen Dingen so zart, daß er auch nicht das Schäferhündlein mit zerschmettertem Fuß den Siebenschlaf beginnen lassen kann, sondern uns zuvor seine Heilung durch den Engel versichern läßt:

Auch, auf heilen Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein süßen Schlummers.

Hätte aber Goethe weniger zart gefühlt, so würden wir das Hündchen mit zerschmettertem Fuß schlafen sehen und das würde Jedem wehe thun.

Die Darstellung des körperlichen Schmerzes an sich, ohne, höherer Zwecke wegen, als nothwendig zu erscheinen, ist daher auch ganz unpoetisch. Und wenn Sophocles den Philoktet auf die Bühne brachte, so wollte er nicht, wie wohl gesagt wird, den körperlichen Schmerz auf die Bühne bringen, sondern es war ihm um die schönen Situationen zu thun, die dadurch motivirt wurden. — Auch macht der Dichter am Ende ja Alles vortrefflich, indem er uns die sichere Aussicht seiner Heilung giebt; ganz schlecht und verkehrt aber würde er es gemacht haben, wenn er den Leidenden, ohne jene versöhnende Zusicherung, in seinen Schmerzen hätte ziehen lassen.

Eine Stufe vom Körperlichen aufwärts, gelangen wir nun zu dem Behagen der sinnlichen Anschauung.

Und da unterscheiden wir die Anschauung der sichtbaren Natur und ihrer Erscheinungen und Geschöpfe und des menschlichen Lebens und Bewegens von der Anschauung solcher Gegenstände, wie sie durch Menschenhand verarbeitet und durch Geschick oder Kunst erfreulich gebildet worden. Und Beyder Mannigfaltigkeit ist grenzenlos, unübersehbar.

Sehen wir zunächst die Erde an als Bleibendes, Festliegendes, ohne an allen Wechsel und Einfluß des Himmels zu denken. Da fallen uns die Höhen und Gebirge zunächst in die Augen, nach oben zu als schroffe Felsgipfel auslaufend, bedeckt mit Schnee und Eise, weiter herab aber, als Erdmasse ruhend, mit mannigfaltiger Waldung auf das Erfreulichste bedeckt. Verfolgen wir nun, wie sich das Erdreich immer mehr und mehr abflächt, und gelangen von Saatfeldern am Fuße des Gebirgs in die flache Ebene zu Wiesen und Triften. Hier stoßen wir auf Flüsse und Ströme, und diese führen uns zum Meere, das sich vor unseren Blicken unübersehlich ausdehnt.

Beleben wir nun diese Landschaft und betrachten den Einfluß des Himmels und der Gestirne und des dadurch herbeygeführten mannigfaltigen Wechsels.

Denken wir es sey Nacht, der Mond leuchtet, der Schnee des Gebirgs, die Nebel im Thale, Strom und Meer mit ihren Bewegungen erfahren den Einfluß seines Lichtes. Welch ein Anblick! Nun die Morgenröthe, die Sonne will aus dem Meere emporsteigen. Wie schwimmen nun Himmel, Meer und Gebirge in einer ganz anderen Gluth! Denken wir nun den Mittag, wo die Sonne hoch steht, und leichte Wolken, Schatten werfend, über Gebirg und Thal hineilen. Wie wieder ganz anders! Nun den Untergang der Sonne. Welche Pracht und Mannigfaltigkeit wird sich da wieder entwickeln!

Sehen wir nun dieser Landschaft animalisches und menschliches Leben und Bewegen. Vom Adler, der um die Höhe des Gebirges kreiset, herunter an der Waldung, Wild und Jägern vorbey bis zum Meere, wo es von weißen Segeln und Flaggen wimmelt. Was liegt

da nicht von Leben und Bewegen, dem Anblick erfreulich, in der Mitte! In den Feldern und Wiesen rüstige Mäher und schöne Binderinnen, thätige Gruppen, wie zu Genuß und Scherz ruhende. Auf den Triften Heerden weidender Kühe und Pferde mit ihren Hirten. Am Ufer des Stromes badende Jünglinge, halb und ganz entkleidet, schöne Glieder dem Anblick vergönnend. Fischer, ihre Netze werfend, Andere ihre Beute ans Land ziehend. Schiffer, stromab gleitend, Erwünschtes fremder Welttheile uns zu holen, Andere beladen herauf kommend, uns dergleichen zu bringen. Dörfer und Städte, womit der Strom belebt ist, nicht minder erfreulichen Anblick gewährend.

Nun den Einfluß der Jahrszeit auf alles Dieses. Es ist Winter, Wald und Feld im weißen Schneegewande, Wiese und Weide überschwemmt, von Heerden, badenden Jünglingen und sonstigem Sommer-Leben keine Spur, Schwärme wilder Gänse, bald mit Geschrei sich aufmachend, bald sich wieder niederwerfend, haben von der Fläche Besitz genommen. Die Sonne ist schon eine Weile hinab, ihr Wider-

schein nur noch im Westen glühend, die Luft ist kalt, die Mondsichel am reinen Himmel scharf sichtbar, beschneite Dörfer am Gebirge rauchen.

Und wie nun jede Jahrszeit die Landschaft verändert, ein immer neues Leben zeigt und zu den mannigfaltigsten Schilderungen Anlaß giebt, so thut dieß auch jeder Tag, jede Stunde.

Wir wünschen daher das Vorgebrachte auch nur als ein Grundthema angesehen, wovon die ganze Erde mit ihren Zeiten eine tausendfältige Variation ist.

Aehnliches im Anschauen der Natur Erfreuliche und Beglückende gebracht und wieder gebracht, wird dem Deutschen Natursinne stets willkommen seyn.

Gedenken wir nun der Freude des Anblicks solcher Gegenstände, wie sie durch Menschenhand verarbeitet und durch Geschick oder Kunst erfreulich gebildet worden. Abermals ein unübersehliches Feld, schwer zu ordnen.

Von den Pallästen und Schlössern der Fürsten und Könige, und was in Sälen und Gemächern an Pracht erscheint bis zur Perle im Ohr, bis zum funkelnden Diamant am Finger

einer Schönen, was wäre da nicht alles dem Anblick Erfreuliches zu nennen! Man gedenke nur des Homer, des Niebelungen Liedes, und der epischen Gedichte des Tasso und Ariost, welche Pracht an Gebäuden der Herrscher, Kleidungen und Schmuck der Frauen und Waffenzierde der Helden, alles dem Anblick erfreulich, wird uns da nicht vor Augen gebracht! Es würde zu weit führen, wenn wir ins Einzelne gehen und Alles aufzählen wollten, deshalb begnügen wir uns, nur im Allgemeinen darauf hinzudeuten.

Die Malerey, in so weit sie mehr ist als schmückende und verzierende Kunst, können wir hier nicht nennen, denn wir haben hier nur solches durch Menschengeschick und Kunst dem Anblick erfreulich Gebildetes vor Augen, wie es als Einzelnes, Selbstständiges im Leben beglückt und wie es auch wohl der Malerey, so wie der Poesie, als Stoff zur Nachbildung dienen kann. Ein Gemälde aber ist schon ein zweytes, ein wiedergebrachtes Leben, steht schon auf gleicher Stufe mit einem Gedicht, und liegt deshalb, als bereits beseeltes Kunstwerk, über unsern

gegenwärtigen Standpunct, wo bloß vom Stoffe die Rede ist, schon hinaus.

So viel vom Glück der sinnlichen Anschauung.

Geistiger und tiefer in die Seele dringend ist das Beglückende, welches uns aus dem Reiche der Töne entgegenkommt. Für unsern Zweck aber sind bloß die allgemein bekannten einfachen und gleichsam feststehenden Töne der Natur gemeint, die Jedem so in der Erinnerung ruhen, daß es bloß ihrer Benennung und Erwähnung bedarf, um sie in der Seele wieder zu wecken. Das Locken der Wachtel und des Rebhuhns, das Gekröhle der Frösche an warmen Sommerabenden, der Gesang der Amsel, die Töne der Nachtigall, das Summen der Käfer, das Säuseln im Rohr und Schilf, das Rieseln des Baches, das Tönen einer hohen Tanne bey leisem Luftzug Abends, wenn Alles still ist, das Geflüster einer Pappel u. s. w.: alles Töne die bloß genannt zu werden brauchen, um sie in der Phantasie wieder hervorzurufen. Und solche Töne, zu deren Wiedererweckung eine bloße Erwähnung hinreicht, kön-

nen hier überall nur gemeint werden. Denn Töne lassen sich nicht beschreiben, höchstens ihrem Character nach. — Wenn in den Wanderjahren die schönen Verse: „Von den Bergen zu den Hügeln" rc. gesungen werden, so wird uns wohl der Character des Gesanges deutlich, aber die Töne kommen nicht zu uns und keine Beschreibung reicht hin, sie in uns zu wecken. Singt aber der junge Maler: „Kennst du das Land wo die Citronen blühn" rc. so wird uns dabey ganz anders, die Töne klingen in uns wieder, denn wir kennen sie, wir haben das Glück solcher Töne im Leben bereits genossen, und um alle die Seelenwonne wieder zu wecken, bedarf es der bloßen Erwähnung. Es folgt demnach hieraus, daß die Beschreibung einer unbekannten Musik, eines unbekannten Gesanges, ganz außer den Grenzen der Poesie liege. Nur das Bekannte, bereits Gehörte, kann durch die Poesie in uns erweckt werden, und da bedarf es einer bloßen Erinnerung. Eine ungehörte Musik aber wird durch die Poesie nie in uns lebendig werden, denn Töne lassen sich nicht beschreiben.

Mit Gemälden ist es schon ein Anderes, denn da kann uns doch die Handlung, das Leben, mit einem Wort der poetische Theil des Bildes, in voller Lebendigkeit wieder vor Augen gebracht werden, wie Goethe dieses in seinen Philostratischen Gemälden und Tischbeinschen Idyllen so bewundernswürdig gezeigt hat. Allein eine unbekannte Musik! Durch welche Mittel wollte man die in uns wieder erklingen lassen!

Wenn wir daher die Wiederbringung des im Reich der Töne uns Beglückenden von der Poesie verlangen, so sind damit, wie gesagt, nur solche beglückende Töne gemeint, wie wir sie allgemein gehört haben und kennen, und wie sie uns vorzüglich aus der sich ewig gleichbleibenden Natur entgegen kommen.

Somit hätten wir das allen Geschlechtern, Lebensstufen und Ständen, also dem Menschen als solchen, gemäße Glück und zwar wie es ihm durch die Sinne zugeführt wird, im Allgemeinen berührt; wobey wir weiter nichts wünschen, als daß es unsern Dichtern zur poetischen Wie-

derbringung solches Beglückenden an keinem der erforderlichen gesunden Sinne fehlen möge.

Ziehen wir uns nun ins Speciellere zunächst zu demjenigen Glück, wie es sich vorzugsweise den beyden Geschlechtern darbietet.

So mannigfaltig dieses nun seyn mag, so findet doch, abgesehen von der Liebe, von welcher besonders zu reden, das eine Geschlecht nirgend ein größeres Glück als eben im Andern. Hier wäre viel zu nennen! Man gedenke nur der Freuden des Umganges, der geselligen Spiele, vorzüglich aber des Tanzes, was wird sich da nicht Alles von Glück hervorthun! Denn wie der Mensch im Allgemeinen an nichts größeres Interesse nimmt als am Menschen, so findet das eine Geschlecht nirgend höhere Wonne als eben im andern. Hier möge die Bemerkung stehen, daß Dichter, eben weil sie Männer sind, sich leicht hinneigen uns mehr schöne Mädchen und Frauen zu zeichnen als Männer. Da aber der vorzüglichste Theil des lesenden Publicums nicht eben aus Männern besteht, so sollten die Dichter auch für das Behagen der

schönen Leserinnen zu sorgen bemüht seyn und ihnen die Freude an schönen Männern nicht enthalten.

Trennen wir nun beyde Geschlechter, so werden wir jedes sein eignes Glück verfolgen sehen. Der Dichter gehe ihnen nach und sehe worin jedes das Seinige sucht und findet, damit er es wiederbringen könne. Der Knabe ergötzt sich an Waffen, das Mädchen an Blumen, der Jüngling an Kämpfen, Pferden, Hunden und Jagden, die Jungfrau an ihr gemäßen Gegenständen. Ein anderes ist das Glück der Männer, ein anderes das der Frauen.

In Einem jedoch sind sich beyde Geschlechter gleich: im Glück der Freundschaft. Das theilen beyde. Aber da sucht nicht das eine Geschlecht das andere, sondern jedes das Seine. Den Jüngling sehen wir an der Brust des Jünglinges ruhen, die Jungfrau am Busen der Freundinn, und wo fände sich für Beyde eine schönere Stelle! Es bedarf keiner Worte, Jeder fühlt, daß solchem Glück Weniges gleich komme. Alle großen Dichter haben daher das Glück der Freundschaft aus vollem Her-

zen gesungen und welcher wäre nicht gerne gehört, wenn er uns so hohe im Leben beglückende Wonne wieder entgegen bringt. David und Jonathan, Achill und Patroklos, Orest und Pylades, sind der Freundschaft begeisternde Musterbilder. Das Leben und die Geschichte werden noch mehrere aufweisen; der Dichter suche und bringe sie. Damit er es aber im schönsten Sinne könne, wünschen wir, daß ihm so hohes Glück in vollem Maaße zu Theil werde.

In unserer Aufzählung weiter gehend, sey nun von dem Beglückenden die Rede, wie es in Begleitung unserer verschiedenen Lebensstufen uns entgegen kommt und sich uns darbietet.

Da treten nun als erste Lebensstufe hervor: die Jahre der Kindheit und welche Wonnen uns da geboten werden, davon trägt Jeder die anmuthigsten Bilder in glücklicher Erinnerung. Wie gerne wenden wir in vorgerücktem Alter unsere Phantasie auf jene Tage unseres jugendlichen Treibens zurück! Ja, eingedenk, daß Bewußtseyn zu allem Glück erstes Erforderniß ist, und daß dieß erst mit den Jah-

ren kommt, indem wir als Kinder gleichsam wie im Traume leben, möchten wir fast behaupten, daß die Wonne der Kindheit erst bey vorgerücktem Alter durch Erinnerung recht genossen werde. Gedichte, wodurch die Zeit unseres jugendlichen Treibens in der Seele wieder hervorgerufen und geweckt wird, sind daher von Allen geliebt und gesucht, und werden mit Entzücken gelesen.

Man möchte wünschen in so lieblichen Regionen stets fortgewandelt zu seyn, wenn uns nicht, nach Vollendung einer so beglückenden Lebensstufe, eine noch schönere empfinge. Jedermann fühlt, daß wir die Zeit der Liebe im Sinne haben. Und wie nun diese für das höchste Lebensglück von Jedem erkannt wird, so giebt es auch für die Poesie, der Wiederbringerinn unserer Lebenswonne, keinen besseren Stoff. Und wie mannigfaltig, wie stets verschieden in ihrer Erscheinung, nach Verschiedenheit der Individuen, die sie beglückt! Gleich dem Scheine der Sonne, stets derselbe, aber in seiner Beleuchtung tausendfältiger Gegenstände ewig neu, stets ein anderer erscheinend.

Der Stoff der Liebe ist daher unerschöpflich. — Vom leisesten Vorgefühl und von erster Sehnsucht bis zur höchsten Gluth und zum glücklichen Besitz, was ist da nicht Alles zu nennen und zu sagen! — Möge sie jedem Dichter nur in vollem Maaße zu Theil werden, damit er sie in ihrer Schönheit und Fülle erkenne, und uns viel Wahres und Erquickliches von ihr erzählen könne. Unsere Minnesänger haben sich in so glücklichem Fall befunden und ihre Lieder sind davon ein ewiges stets erquickendes Denkmal. Bey Schiller vermissen wir sie in ihrer wahren Fülle und Gesundheit, sie erscheint bei ihm wenig mehr als eine Idee. Denn als Idee nur mag es allenfalls hingehen, wenn seine Jünglinge ihre Geliebten erdolchen oder vergiften, die Wahrheit der Liebe ist da nicht zu erkennen.

„Um das Rechte zu ergreifen
Muß man aus dem Grunde leben" ꝛc.

Und wie wir aus Körper und Geist bestehen, so gehört zur wahren Gesundheit der Liebe auch beydes, Leib und Seele. Die bloß abstracte ist für die Poesie verwerflich, denn die Natur

und die Gottheit verwerfen sie auch. Beyde haben ganz andere Zwecke im Auge. Aber zart und schön soll die Liebe seyn, und wenn wir dieses behaupten, so ist damit die Freude und das Entzücken an der körperlichen Schönheit, selbst an nackenden Reizen des geliebten Gegenstandes nicht ausgeschlossen. Und warum sollte sie das! Hat denn die Natur den Körper der Geliebten darum so schön gebildet, daß alle die Wonne unbeachtet bleiben? oder nicht vielmehr darum, daß sie uns vergönnt seyn und wir uns ihrer erfreuen sollen! Jeder Gesunde wird unserer letzten Meinung seyn, mit den Verschrobenen wollen wir nicht rechten. Und als ob selbst alles Nackende nicht mit der höchsten Sittlichkeit bestehen könnte! Es kommt alles darauf an, mit welchen Augen es gesehen wird. Den Reinen ist Alles rein, sowohl die Elegien der Alten, als die in gleichem Sinne gedichteten von Goethe. Die Nichtreinen aber finden an Allem leicht Anstoß. Denn Jeder liest sich und sein eigenes Seyn und Leben aus dem Buche heraus, oder vielmehr, da wir uns Alles wieder bilden müssen, so bildet Jeder aus

den Materialien, die ihm seine eigene Phantasie und mithin sein eigenes Leben darbietet. Ist nun dieses voll unreiner Bilder, so werden die bey Lesung des Dichters geweckt oder gar hineingetragen und da muß denn freylich das Gedicht sehr entstellt werden. Leben, Kunst, Liebe, Alles leidet durch den Verlust der sittlichen Reinheit. Und wenn diese schon zur bloßen Wiedererkennung und Nachempfindung des Schönen als so äußerst nothwendig erscheint, um wie viel mehr wird sie nicht nöthig seyn beym Dichter, der es bilden und bringen muß. Er darf die Wonne des höchsten Liebesgenusses dichterisch in uns erwecken, aber alle wollüstige und die Sinnlichkeit erregende Ausmahlungen sind, insofern sie der Sittlichkeit gefährlich werden können, nie zu billigen, am wenigsten von tüchtigen Deutschen, die ihre angeerbte Kraft verwahren und sich gegen alle üppige Verweichlichung auflehnen sollen. Den großen Dichter wird auch hier ein angeborner reiner Sinn das rechte Maaß treffen lassen.

Noch stehe die Bemerkung, daß die Liebe auf die Bühne gebracht stets Glück mache und

gern gesehen werde; denn nicht allein, daß sie für beyde Geschlechter gleiches Interesse hat, sie ist auch für das Alter wie für die Jugend. Für die Jugend, indem diese sich einer glücklichen Gegenwart dabey bewußt ist, für das Alter, indem dieses sich einer glücklichen Vergangenheit dabey erinnert.

Soviel von der dichterischen Wiederbringung des höchsten Glückes der Liebe.

Die wahre Liebe aber geht auf Vereinigung, auf dauernde Verbindung und führt uns zur dritten und letzten Lebensstufe: der Ehe und dem Glück des Familienlebens. In dieser sehen wir das Glück der Gatten, die Wonne der Mutter am Säugling, die Freude des Vaters am heranwachsenden Knaben, das wechselseitige Glück zwischen Eltern und Kindern, und was alles für Wonneu sich aus so schönen Verhältnissen entwickeln mögen. Ein heiteres Alter, das im Glück der Kinder sich wieder verjüngt, sich von Enkeln umgeben und so sein Daseyn erweitert und dauernd begründet sieht, beschließt das mannigfaltige Glück dieser schönen Lebensstufe befriedigend. Möge dem

Dichter Alles in schönster Fülle zu Theil werden!

Jetzt von dem Glück der verschiedenen Stände.

Nun heißt es: ein jeder Stand hat seinen Frieden und ein jeder seine Last. Die Last aber möchte er vergessen und den Frieden recht beherzigen. Die Poesie komme ihm entgegen und bringe ihm das Beglückende. Dem Jäger gebe sie die Wonne der Jagd, dem Ackerbauenden das Glück seines Standes, dem Fischer, Hirten, Krieger, Meer- und Land-Befahrer, jedem gebe sie das Seine, damit jeder seines Standes sich erfreue. Ja sie gehe in alle Handwerke und Gewerbe, und suche jedem die freundliche Seite abzugewinnen und gebe sie ihm im Liede, damit die Arbeit belebt werde, und die auf der Wanderung Begriffenen sich die Länge des Weges singend verkürzen mögen. Hier bietet sich dem Volksliede ein unerschöpflicher Stoff. Wenn ein großer Dichter hier eingehen wollte, da wäre viel zu leisten, viel zu veredeln. Wir sagen veredeln, aber man mißverstehe uns nicht; denn hiemit soll nicht etwa gesagt seyn,

daß der Dichter seine eigenen Gefühle in die Gegenstände hineintragen, sondern bloß daß er die Gegenstände rein ansehen und auffassen, von allem Gemeinen sondern und läutern und uns das Characteristische geben solle. Zu solchem Verfahren aber ist ein Dichter erforderlich im ächten Sinne des Worts, ein Dichter von höchster Objectivität und Frische. Würden nun solche Lieder, wie wir sie im Sinne haben, von gleichtüchtigen Componisten belebt, so würden wir bald die Poesie das ganze Volk durchdringen und ein Eigenthum der Nation werden sehen. Es fehlt dem Volke zwar auch jetzt nicht an Liedern, allein es fehlt ihm an guten, an ächt-poetischen, die meisten sind aus seiner eigenen Fabrik, oft zwar manches goldene Saamenkorn enthaltend, den wahren Reiz der Kunst aber entbehrend. Manches ist von unsern großen Dichtern bereits geschehen, das Meiste ist noch zu thun übrig. Möge kein Tüchtiger seine Kräfte einem so wichtigen Gegenstande vorenthalten.

Soviel auch hierüber. Und hiemit wäre denn der Kreis irdischer Glückseligkeit, soweit

wir sie zu classificiren vermochten, abgeschlossen. Noch Vieles wird außer diesem Kreise liegen, insofern es aber nur reinmenschlich und poetisch ist, wollen wir es mit gemeint wissen. So wäre noch zu nennen: das Glück der Sicherheit, des Geborgenseyns, des Wohlstandes, des Friedens, der Freyheit, der öffentlichen Belustigungen, Spiele und Volksfeste; ferner das Glück der Heimath, des Vaterlandes, des Wiedersehens und manches Andere, wie es als Resultat und in Begleitung des menschlichen Zusammenlebens sich zeigt und entwickelt.

Alles Vorstehende geht auf Wiederbringung reinen ungetrübten Glückes.

Da aber im Leben nichts unerträglicher ist, als eine Reihe von schönen Tagen, so hat die Gottheit für unser Bestes gesorgt und den Wechsel begründet. Die Poesie folge ihr nach und bringe ein Gleiches. Denn sie erreicht ihren Zweck der Glückseligkeit nicht bloß dadurch, daß sie uns wiederbringt, was uns im Leben beglückt, sondern auch dadurch, daß sie uns bringt was wir suchen, was uns in

der jedesmaligen Lage unseres Lebens gemäß ist. Nun aber ist dem Traurenden und Leidtragenden nichts mehr zuwider, als die Gesellschaft des Glücklichen. Er sucht Trost, ein gleichgestimmtes Gemüth ist ihm gemäß. Der Dichter bringe ihm Worte des Trostes, die er im Leben vielleicht vergeblich sucht; er finde im Dichter ähnlich Leidende, damit das Gefühl eines allgemeinen Menschengeschickes über ihn komme und er das eigene Leid desto leichter ertrage. Man sage nicht, daß das ähnliche Leid Anderer ein schlechter Trost sey, und daß man ein Uebel leichter trage im Bewußtseyn, daß es uns allein treffe. — Hiezu gehört eine Heroen-Seele, und wie diese selten zu finden ist, so wird sie auch überall über jeden Trost erhaben seyn. Die allgemeine Menschheit fühlt anders, und die Poesie hat diese im Auge, sie hat es mit allgemeinen Menschengefühlen zu thun. Der Leidtragende sucht Trost und Mitgefühl, die Poesie komme ihm tröstend entgegen. Die Hauptsumme alles Leides aber entspringt aus dem Verlust eines geliebten Gutes, eines genossenen Glückes, und so verschiedenartig und

mannigfaltig dieses ist, so mannigfaltig wird auch das aus dem Verlust desselben entspringende Leid seyn. Das Beglückende des Lebens haben wir im Speciellen vor Augen zu bringen gesucht, die verschiedenen Arten des Verlustes ergeben sich daraus von selbst und wird es einer gleichen Aufzählung nicht bedürfen. Der hieraus erwachsende Stoff bildet der Poesie sogenannten elegischen Theil. Keiner spricht mehr zu Herzen als dieser. Und wie nun die Wirkung der neuern Poesie vorzüglich auf das Gemüth, auf das Herz geht, so ist auch kein Theil der Poesie wirksamer und poetischer als dieser. Es giebt für ein verwundetes Herz keinen heilendern Balsam, keinen erquicklicheren Thau, als eines Gedichtes sanfte Wehmuth. Wer die Wonne süßer Thränen sucht, findet hier Erquickung. Alle Wehmuth aber muß in den Grenzen der Schönheit bleiben. Düstere Niedergeschlagenheit, Zerfallenseyn mit Gott und der Welt, aus Lebensüberdruß genährter Trübsinn, und wie die dunkelen unpoetischen Gefühle weiter heißen mögen, alles dieses möge aus der Poesie verwiesen seyn. Ihre Thränen und

Klagen gleichen nicht dem Sturm und Regen, sondern dem milden Thau bey sanfter Windstille; ihre Trauer und Trübe sey nicht dunkel und finster wie eine sternlose Nacht, sondern sie gleiche einer sanften Dämmerung am Abend wo die Sonne hinab ist und wo bald der Mond kommt. Ueberall errege die Poesie nie Thränen, ohne sie wieder zu trocknen. Die mildernden Griechen sind auch hierin musterhaft; ihre Tragödien gleichen Gewittern, die spät am Nachmittage fallen, die aber die untergehende Sonne noch wieder hervorlassen und mit ihren Strahlen sich verklären, indem sie schwinden.

Die Poesie beglückt uns, wenn sie uns bringt, was wir suchen. — Nun sucht der Irrende Belehrung und er ist beglückt, wenn er sie im Dichter findet.

Wir alle aber, Irrende und Nichtirrende, suchen die Wahrheit, jene nämlich, wie sie als Resultat des Lebens erscheint und sich dem Dichter als Stoff darbietet. Die Wahrheit, wenn sie poetisch ist, wirkt immer beglückend, auch die allgemeine, die wir für unser Bedürf-

niß nicht eben suchten, aber sie muß einleuchtend überzeugend und treffend seyn. Nicht jede Wahrheit aber ist poetisch. Traurige, niederbeugende und flache sind es nicht: je heiterer, erhebender und tiefer, desto poetischer. — Gleicht eine ausgesprochene Wahrheit einem nächtlichen Blitze, der eine ganze Gegend und tausendfältige Gegenstände in ihr mit einem Schlage ins Helle bringt, so läßt sich nichts Dichterischeres denken. Solcher Art sind die tiefen umfassenden Worte Jean Pauls und die goldenen Sprüche von Goethe. Wie aber solche Wahrheiten aus der Betrachtung der Welt und des Lebens hervorgingen, so wird zu ihrer Wiedererkennung als schön und treffend eine vorangegangene gleiche Betrachtung erfordert. Andern sind sie todte Feuersteine, in denen die Funken ewig schlummern, weil ihnen ein Stahl fehlt, sie zu wecken.

Endlich beglückt und beseligt der Dichter, und dieß ist einer der vorzüglichsten Grade seiner Wirkung, wenn er uns mit Gott und der Welt in schöne heitere Harmonie zu bringen sucht, wenn er zeigt, daß eine gütige Vorsehung

über unser Thun und Leiden wache, die alles herrlich hinaus führe, die allem Guten das Heil entkeimen lasse und endlichen Sieg gewähre über alles Böse. Wenn er ferner zeigt, wie alle dunkelen und verworrenen Räthsel hieniden einst in einem glücklicheren Jenseit eine heitere Auflösung erhalten werden, und wenn er so dieses oft getrübte vergängliche irdische Daseyn liebevoll zu verknüpfen sucht einem himmlischen, ewigen, ungetrübten.

Gelingt ihm dieses, so hat er das höchste zu Stande gebracht und ein sanftes Band gelegt um Himmel und Erde.

Und so dürfen wir denn hoffen, daß kein Guter seine Kräfte einer so edlen Wirkung enthalten werde; wiewohl nicht zu leugnen, daß diese Art poetischer Wirkung nicht eben diejenige ist, wodurch ein Dichter der Menge behagt und wodurch er den allgemeinen Beyfall des Volks einärndtet. Ein Dichter, der mit Gott und der Welt in einigem Streit lebt und nicht verfehlt diesen auszusprechen, findet den Beyfall der Menge weit leichter. Das Publicum ist in dieser Hinsicht einer Schenke zu vergleichen, wo

eine Menge Unzufriedener ihren Unmuth und Tadel über Regierung und König auslassen. Erhebt sich da ein Mann von einiger Bedeutung, der, gleich unzufrieden, sie in ihren Klagen und Tadel zu bestärken weiß, so werden sie ihm alle zufallen und er wird ihr Gott seyn. Tritt dagegen ein verständiger Mann unter sie, der, wohl unterrichtet, sie aufzuklären und zu beruhigen bemüht ist, so wird er sicherlich weit weniger Gehör und Anhang finden als jener. Welchen Tüchtigen aber würde das zurückschrecken, und welchem Tüchtigen liegt an dem Beyfall der Menge? Das Lob und die Liebe einiger Guten überwiegt ihm den lautesten Beyfall einer urtheillosen Menge bey weitem. —

Wenn wir nun das große Feld vorstehenden poetischen Stoffes nicht bloß massenweise namentlich anzudeuten uns begnügten, vielmehr bemüht waren, selbiges, wenn gleich nur flüchtig und aphoristisch, im Einzelnen zu durchwandern, so war dabey vorzüglich unsere Absicht, alles Natürliche, Wirkliche, Wahre und Reinmenschliche recht vor Augen zu bringen und so

von allem Phantastischen und Mystischen abzuleiten. Und in diesem Sinne dürfen wir uns wohl überzeugt halten, daß unsere Bemühung nicht unnütz gewesen, und daß unsere Hoffnung, dadurch zu fruchten und zu fördern, nicht eitel seyn werde.

Wir kommen nun zu dem zweyten Ziele der Poesie, der

Sittlichen Veredelung.

Dieses erreicht sie auf einem dreyfachen Wege: durch Bewahrung reiner Natur und Zarterhaltung der Gefühle, durch Zeichnung von Characteren schöner vollendeter Natur und sittlicher Größe, und endlich durch Reinigung von Mängeln und Schwächen, und Festigung unserer moralischen Kraft.

Schenken wir jedem Einzelnen eine besondere Betrachtung.

Reine unentstellte Natur ist die Vorschule der Sittlichkeit. Alle höhere Cultur kann nur auf der Basis natürlicher Vollendung begründet werden. Soll die Gottheit edler Menschengrö-

ße in uns einkehren, so muß das Heiligthum unseres Innern nicht allein zuvor von allem Verkehrten gereinigt, sondern es muß auch durchaus gesund und natürlich vollendet seyn. Das Ebenbild Gottes muß sich erst, von aller menschlichen Verschnörkelung gesäubert, in seiner ursprünglichen Reinheit darstellen. Deshalb sagt Christus: werdet wie die Kinder! und aus eben dem Grunde kann man einem auf der Stufe der Männlichkeit stehenden Zeitalter ein Gleiches zurufen.

Denn der Mensch, aus der Hand Gottes hervorgehend, war und ist durchaus reiner vollendeter Natur. Je länger aber die Menschheit, sich selbst überlassen, durch Jahrtausende fortstrebt, desto weiter wird sie sich vom Ursprünglichen entfernen und immer mehr ein Werk ihrer selbst, als ein Werk der Gottheit erscheinen. Große Städte und verrückte Modeepochen, z. B. die der Reifröcke und gepuderten Köpfe, nicht weniger die daraus hervorgehende übrige, ähnlich verschrobene Lebensart, Denkungs-, Gesinnungs-, Gefühls- und Handlungs-Weise geben Zeugniß. Nun hat aber die Gottheit für

ein gänzliches Verirren dadurch gesorgt, daß sie es nicht an der Entstehung von Individuen fehlen läßt, die, ausgestattet mit einer überwiegenden Fülle von Herzens- und Geisteskraft, und versehen mit einem unverwüstlichen Fond ursprünglicher reiner Natur, sich durch alle Verirrung ihrer Zeit hindurch arbeiten, so daß diese ihnen nichts anzuhaben vermag. Solche Naturen hat die Gottheit von jeher dazu gebraucht, die Menge zu führen und der Verirrung die Wage zu halten, und damit sie ihren hohen Zweck nicht verfehlen möchten, einen mächtigen Drang in sie gelegt, durch Wort und That in das Leben umher heilsam einzugreifen. Solcher Art sind alle tüchtigen Männer, die, wenn auch nur in dem kleinen Kreise ihrer Umgebung, das Reinnatürliche üben, lehren und fördern. Keine Stadt, keine Nation, keine Zeit hat daran Mangel. — Vorzüglich aber zählen wir dahin die Dichter. Alle Großen nämlich, denen ein hoher Schatz ursprünglicher Natur angeboren ist. Diese wirken in der Werkstatt Gottes zu Wiedererweckung und Bewahrung reiner Menschennatur ganz vorzüglich. Denn ihr Wir-

kungskreis dehnt sich über das Ganze und sie beleben durch ihre Worte die Gleichgesinnten an allen Ecken und Enden.

Die Basis natürlicher Vollendung ist eine harmonische Ausbildung aller Kräfte, sowohl der körperlichen als geistigen. Gesunde Sinne, gesunde Glieder, gesunde Gedanken und Gefühle sind zu aller natürlichen Vollendung das Erste. Denn wie will der Mensch ohne dieses die Eindrücke der großen Natur in aller Reinheit und Frische in sich aufnehmen und zur Idee und dem Gefühl der Gottheit gelangen, diesem Gipfel aller natürlichen Vollendung? Haben aber nicht alle großen Städte Tausende von Individuen aufzuweisen, die, wegen Lähmung oder Verbildung ihrer Körper- und Geistes-Kräfte eines solchen Gefühles gar nicht fähig sind; denen die Sonne auf- und untergeht, ohne daß sie den Blick danach wenden und denen das Funkeln eines Diamants am Finger weit gemäßer ist, als das erhabene und erhebende leuchtender Gestirne einer klaren Nacht? Warlich, ein Vogel der Luft, der, durchdrungen und umfächelt von den Kräften der Natur, und im eige-

nen Kraftgefühl, über Wald und Gebirge hinstrebt, hat, wo möglich, ein höheres und frischeres Gefühl von der Gottheit als ein solcher Mensch. — Denn ihr Odem wehet uns nicht entgegen aus Büchern, aus Offenbarungen und Ueberlieferungen einer alten Welt, sondern, und zwar in aller Reinheit und Frische, in der freyen Natur, auf Höhen und Gebirgen. Nur im Anschaun des großen Ganzen, nur in der Erweiterung unserer Idee von der Größe der Welt wird auch die Idee der Gottheit wachsen. Zu diesem Allen aber ist erforderlich ein frisches Naturgefühl und dieses ist ein Resultat gesunder Sinne, gesunder Körper- und Geistes-Kraft. Diese muß von Jugend auf in schöner Harmonie entwickelt und gebildet werden, und alle Dichter können durch Lob und Tadel nicht genug dahin wirken, daß es geschehe.

Sodann werde der Sinn für alles Reinnatürliche in Lebensart und allem übrigen menschlichen Denken und Thun geweckt, dadurch daß es in aller Schönheit dargestellt werde; von allem unnatürlichen und verkehrten Menschen- und Mode-Werk aber werde abgeleitet durch dessen

Darstellung als etwas Häßliches und Verkehrtes. Denn der Mensch thut weniger das Unnatürliche und Verkehrte aus Mangel an gutem Willen, als aus Gewohnheit, weil er es nicht in seiner wahren Gestalt erkennt. Wie soll dieß auch anders seyn! Wir gewöhnen uns durch tägliches Anblicken an das häßlichste Gesicht, wie sollte sich nun nicht Einer an die Häßlichkeit einer Zeit gewöhnen, in der er geboren wurde und die ihn schon bey seinem ersten Eintritt in die Welt mit allen ihren Armen umfing! Deshalb ist erforderlich, daß ihm der Dichter die Augen öffne, und daß er im Gedicht sehe, wofür er im Leben keinen Blick hatte. Denn was Jean Paul von jungen Dichtern sagt, daß sie die Natur aus dem Gedichte holen, das gilt auch von allen Uebrigen. Hat ihnen der Dichter das Natürlichschöne im Gedicht gezeigt, so werden sie es auch in der Natur suchen und finden, und was ihnen im Gedicht als verkehrt und häßlich erschienen, das werden sie auch in gleicher Gestalt im Leben erblicken und fliehen.

Das Reinnatürliche in Lebensart und allem übrigen menschlichen Denken und Thun, ist

aber auch vorzüglich ein Resultat eines frischen liebevollen Sinnes für alle umgebende äußere Natur; so wie die heilige Scheu der alten Parsen, das Wasser, die Luft, die Erde zu besudeln, zu einer großen Reinheit ihrer Sitten führte. Gelingt es nun dem Dichter, die Menge aus dem Druck von Giebeln und Dächern hinaus in die freie Natur, der Sonne entgegen, zu Strom und Gebirg zu führen, und so viel Liebe zur großen schönen Natur in ihr zu erwecken, daß sie, am Untergange der Sonne sich weidend, in aller Gluth der Sehnsucht ausrufen möchte:

O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!

Gelingt ihm dieses, sage ich, so ist Alles gewonnen.

Soll aber eine solche Liebe zur großen schönen Natur im Menschen erweckt werden, so ist erforderlich, daß sie ihm nicht als rohe, todte Materie erscheine, sondern daß aus Allem eine liebende Gottheit hervorschaue. Nun ist aber nicht Jeder geeignet, in dem Materiellen den

Geist zu finden, und es bedarf für Manchen eines Vermittlers, eines Leitenden, Zeigenden. Hiezu ist nun wieder keiner geeigneter als eben der Dichter. Denn wie des Dichters Auge überall Geister sieht und zu entdecken strebt, so wird auch keiner besser geschaffen seyn in der Natur einen Gott zu sehen, als eben der Dichter. Und welch ein Beruf, dem Menschen in der Natur überall die Gottheit zu zeigen! Kann es wohl einen höheren, einen schöneren geben?

Auf einer solchen Liebe zu einer von Gott beseelten schönen Natur beruhte die Religion der alten Parsen. Schalten wir ein, was Goethe in seinem Divan so Schönes hierüber mittheilt. „Sie wendeten sich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne als der auffallend herrlichsten Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieses herzerhebenden Dienstes konnte sich jeder, auch der Geringste, täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religiöseste aller Funktionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuer-

taufe in solchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem Urgestirne bey allen seinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Gränzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach seinem Vermögen. In Gegenwart dieses Stellvertreters Gebete zu verrichten, sich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang und so reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich seyn und bleiben sollten.

Wichtig ist es jedoch zu bemerken, daß die alten Parsen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion ist durchaus auf die Würde der sämmtlichen Elemente gegründet, insofern sie das Daseyn und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu das Wasser, die Luft, die Erde zu besudeln. Eine solche Ehrfurcht vor Allem, was den Menschen Natürliches umgiebt, leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerk-

samkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landescultur gegründet, denn wie sie keinen Fluß verunreinigten, so wurden auch die Canäle mit sorgfältiger Wasserersparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, so daß das Land damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles wozu die Sonne lächelte ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor allem aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne, gepflegt.

Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eigenen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar seyn! Die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Ascete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Gebot die beyden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient bloß unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden."

Wenn nun aus Vorstehendem auch geschichtlich erwiesen, daß die Liebe und Verehrung einer von Gott beseelten schönen Natur zu einer hohen Reinheit der Sitten führet, so kann es allen Dichtern nicht genug ans Herz gelegt werden, auf alle Weise einen liebevollen Sinn gegen die Natur zu erwecken. Haben wir unsern Sinn erst an der äußern Natur gereiniget und gebildet, so werden wir jede Entstellung und Besudelung, womit Zeit- und Mode-Werk unsere innere Natur, Lebensart und Sitten belastet, leicht erkennen und verabscheuen, und es wird mithin durch dieses Eine für unsere natürliche Ausbildung und Vollendung alles Uebrige gewonnen seyn.

Die Zarterhaltung der Gefühle ist gleichfalls vorzüglich das Resultat eines liebevollen Umganges mit der Natur, wie uns dieses aus der Sakontala der Indier so überzeugend entgegentritt, und so hätte denn der Dichter in Erreichung des einen Ziels auch zugleich das andere gefunden. Doch setzen wir hinzu, daß der Dichter noch mächtiger zu gedachtem Ziele wirken werde, wenn er aus dem Schatz

seines eigenen Innern recht viel Zartes dem Leser will entgegenbringen.

Der zweyte Grad sittlicher Wirkung ist die Darstellung von Characteren schöner vollendeter Natur und sittlicher Größe.

Da entsteht nun zunächst die Frage, woher der Dichter diese nehmen und was ihn bey ihrer Darstellung leiten solle, ob die Philosophie, ob die Natur, oder was sonst? Wir antworten und fragen mit Wenigem andeutungsweise, wie folget:

Wie ist das Sittliche in die Welt gekommen? Haben es die Philosophen gemacht? Nein, eben so wenig sie eine Antigone oder eine Iphigenie gemacht haben, und eben so wenig der Gärtner die Rose machte. Wer hat es aber denn gemacht? Kein anderer als er, der alles Gute und Schöne machte, kein anderer als Gott selbst. Denn das Sittlichschöne ist nichts anderes, als höchst vollendete angeborene schöne Natur. So hoch diese dem Dichter angeboren ist, so hoch wird auch sein sittliches

Ideal seyn, denn der Mensch kann über sich selbst nicht hinaus. Daß nun das Sittlich-Schöne kein Resultat der Philosophie, sondern angeborene schöne Natur ist, kann durch nichts besser bewiesen werden, als eben durch die Iphigenie von Goethe. Was diese reine Seele auch Vortreffliches thut, sie überlegt nicht, sie frägt sich nicht, es ist kein Resultat ihrer Reflection, sie kann nicht anders.

„Ich untersuche nicht, ich fühle nur"

sagt sie selbst, und läßt uns durch diese Antwort recht tief in die schöne Natur ihres Innern hineinschauen. Ein solcher Character steht auf dem Gipfel rein menschlicher Vollendung und selbst Christus würde ihn mit Liebe zu sich heraufnehmen. Die Antigone des Sophocles steht auf einer gleichen Stufe, wiewohl in der Kraft höher. Und so groß ihre That ist und so hohe Kraft gegen die Stimme der Natur auf der einen Seite auch aufgeboten wird, so ist doch ihre Handlung gleichfalls kein Resultat der Reflection, sondern der mächtigen Stimme ihres Bluts. Mag der unbegrabene Polyneikes, als

Bestürmer der Vaterstadt in der Meinung Creons die Todtenweihe verdient haben oder nicht, er ist ihr Bruder, die Stimme ihres liebenden Herzens ist zu mächtig. Diesem Allen nach ist das Sittlichschöne kein Resultat der Reflection, sondern es ist die Blüthe angeborener schöner Natur. Und poetischer kann das Ideale der Sittlichkeit nie erfunden werden, denn die Poesie hat es mit dem Natürlichen, Reinmenschlichen zu thun, in ihren Characteren muß ein warmes lebendiges Blut fließen.

Aber es giebt noch eine zweyte Stufe des Sittlichen, nämlich das Sittlich-Große, das Sittlich-Erhabene. Dieses fordert Verleugnung unserer selbst, Unterdrückung natürlicher Regungen, und geht also über die Natur hinaus. Ja es steht höher als alle Natur, es führt zu großen Thaten, zur Bewunderung. Fragen wir nun, durch wen dieses sich in der Welt vorzüglich geoffenbaret, so ist unsere Antwort: durch Christus. „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." Wer hat vor ihm Aehnliches ausgesprochen und es durch die That

bewiesen? Sittlich-Höheres als Christus ist nichts zu denken, und darin liegt auch die Bürgschaft für die Ewigkeit seiner Lehre. Er selbst ragt über alle poetische Darstellung weit hinaus; denn was soll die Poesie ihm geben, er hat sich selbst am höchsten dargestellt. Aus seinem Lichte kann die Poesie nur Strahlen ziehen zur Verklärung Anderer. Er ist der Poesie, was dem Maler die Sonne, sie selbst ist nicht darzustellen, aber eine ganze Natur ist es, die sie mit ihren Strahlen schmückt und verkläret. — Jean Paul sagt zwar, die Geschichte habe ihn doch dargestellt, und die Poesie müsse die Geschichte doch noch um ein gutes Theil überbieten können. — Ja, aber nur in gewissen Fällen, nur in solchen, wo die Charactere der Geschichte an den Character des Dichters nicht hinanreichen, wo der Dichter also höher steht als die Charactere der Geschichte, und wo er aus dem Schatz seines Innern hinzuthun und sie verschönern kann. Findet dieß aber Anwendung auf Christus? Denn wo ist das Innere des Dichters, das an ihn nur hinanreicht, geschweige ihm noch geben möchte! Steht denn Christus in der Messiade

den Gesinnungen und Handlungen, also dem Character nach, höher als in den Evangelisten? Schwerlich! oder Klopstock selbst hätte müssen höher stehen als Christus. — Steht er denn lebendiger, individueller und also poetischer da und wirksamer? Eben so wenig. Hat denn die Poesie in diesem Fall die Geschichte überboten? Nein, höchstens den Worten nach. Macht aber das Wort den Character und macht das Wort die Poesie? Keineswegs, das Wirksame liegt in den Gesinnungen und Handlungen. — Will daher die Poesie die Geschichte überbieten, so muß sie es durch das Edlere der Gesinnungen und Handlungen, also der Charactere vermögen. Die Künste der Sprache können wenig helfen, denn:

„Worte sind Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth."

Da aber kein Dichter einen Christus an Edelmuth und Größe der Gesinnungen überbieten wird, so kommen wir darauf zurück, daß Christus über alle poetische Darstellung, in so weit er dadurch gewinnen soll, weit erhaben ist. Aber

andere Charactere verkläre der Dichter mit dem von ihm geliehenen Lichte. — Und sein eigenes Innere suche er an diesem höchsten Vorbilde aller sittlichen Größe aufzubauen und zu vollenden. Ein Character wie Christus kann von der Poesie nichts erlangen, aber die Poesie von ihm. Und wenn die Alten in Characteren sittlicher Größe von uns übertroffen werden können, so verdanken wir es Christus und keinem anderen.

Lassen wir aber diese Seite unseres sittlichen Uebergewichts nicht unbenutzt, und da es uns nun einmal nicht gegeben ist, die Griechen in Darstellung des Körperlichen zu erreichen und mit ihnen hierin zu wetteifern, so thun wir doch das Bessere und versäumen die Darstellung desjenigen nicht, worin es uns sogar vergönnt ist, sie weit zu übertreffen.

Und hat die Poesie überall eine schönere und wirksamere Seite als eben die der sittlichen Idealität? Und giebt es wohl irgend eine denkbare Schönheit, die bestehen könnte neben der einer wahrhaft schönen Seele? — Ueben nicht die Gemälde Raphaels eben deswegen eine so unwiderstehliche Gewalt über alle Herzen aus,

weil eine so schöne tiefe Seele aus ihnen hervorschaut? Das Körperliche, die schöne Form ist es wahrhaftig nicht, denn das wäre ja von Andern nachzuahmen. Das tiefe Gemüth, die schöne Seele aber ist es, wodurch er so mächtig wirkt und wodurch er sich aller Herzen so gewaltig bemeistert; und eine solche muß angeboren seyn.

Welchem Dichter sie nun gegeben ist, der wolle doch das Göttliche seines Berufs nicht verkennen, und sein Talent nicht an Gegenständen verschwenden, die jeder geringer Begabte eben so gut, wo nicht besser macht, als er. Würde es nicht Raphael von einem Jeden verdacht worden seyn, ja wäre es nicht eine Sünde gewesen, gegen den seltenen Geist, der ihn beseelte, wenn er über das Göttliche in sich hätte wollen hinweggehen und sein Talent hätte wollen auf Dinge wenden, etwa gemäß dem Talent eines Tenier? Und hätte er diese Gegenstände eben so gut gemacht als Tenier, ja hätte er diesen darin noch übertroffen, so würde er doch gesündiget haben.

Dem viel gegeben wird, von dem wird man viel fordern. Höheres aber kann keinem Dichter von der Gottheit gegeben werden, als ein schönes Innere. Mit diesem wirke er zur Veredelung der Welt nach besten Kräften. Denn das in den Meisterwerken der Poesie fortlebende sittlich Schöne gleicht einem ewig brennenden Feuer, an welchem Tausende und aber Tausende ihre Herzen erwärmen. Eine solche Erscheinung übt die mächtigste Gewalt über alle Herzen aus, ihr beugen sich alle Knie, ihr huldiget eine ganze Welt. Möge daher kein Dichter unterlassen an seiner eigenen Veredelung unablässig zu arbeiten und möge er sodann die Menschheit an seinen Busen nehmen und die Welt von seiner Fülle genießen lassen.

„Wirke gut, so wirkst du länger,
Als es Menschen sonst vermögen.“

sagt Goethe, und diese edlen Worte möchten wir jedem Dichter zu recht tiefer Beherzigung zurufen.

Ganz in unserem Sinne hat Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik gesprochen, und

wir können nicht unterlassen, seine Worte zu Bestärkung der unsrigen hinzuzufügen:

„Der Menschheit einen sittlich-idealen Character, einen Heiligen zu hinterlassen, verdient Heiligsprechung und ist zuweilen für Andere noch nützlicher als ihn selber gehabt zu haben; denn er lebt und lehrt ewig auf der Erde. Ein Geschlecht nach dem andern erwärmt und erhebt sich an dem göttlichen Heiligenbilde; und die Stadt Gottes, in welche jedes Herz begehrt, hat uns ihre Thore geöffnet. Ja der Dichter schenkt uns die zweyte Welt, das Reich Gottes; denn dieses kann ja nie auf Körpern wohnen und in Begebenheiten erscheinen, sondern nur in einem hohen Herzen, das eben der Dichter vor unserem aufgethan.“

Ferner sagt derselbe große Mann in gleichem Sinne:

„Der Dichter bedenke doch die Jahrhunderte lang fortbessernde Gewalt sittlicher Charactere im Gedicht, welche außer demselben, in engen Zeiten und Räumen, und von irdischen Verhältnissen verschattet, das Herz nur mit halbem Feuer treffen und wärmen; er halte seinen

Reichthum an reinen und klar strahlenden Gestalten hoch, welche nicht im Gedicht, wie oft wirkliche im Leben, das Verhältniß des befangenenen Zuschauers wider sich und ihr Wirken haben und die sogar an den wirklichen die Erdrinde, die unsern Blick aufhält, wegschmelzen können. — Auch bedenke er: predigt der Philosoph seine Irrthümer, so gehen sie in kurzem sogar durch stumme Widerlegungen, als kalte Schatten sonnenlos unter; in der Zeit entseelt sich die philosophische Scheinleiche unvermerkt. Aber der Dichtung, selber der giftigsten, zieht keine Zeit den Stachel aus; und noch nach Jahrtausenden strömt der Dichter ein, der sittliche als Nil, der unsittliche als Eisgang. Bey dem Wechsel der Philosophie erhellt nicht der erste Philosoph den Kopf des letzten; aber wohl erwärmt der erste Dichter das Herz des letzten Lesers."

Endlich wirkt der Dichter sittlich veredelnd durch R e i n i g u n g v o n M ä n g e l n u n d S c h w ä c h e n und d u r c h F e s t i g u n g unserer m o r a l i s c h e n K r a f t.

Bey einer Welt wie die unsrige, die in der Mitte steht zwischen Vollkommenen und Unvollkommenen, die in ewigen Kreisen begriffen ist zwischen Licht und Nacht, kann man nicht verlangen, daß alles Gute geschehen solle aus reiner Liebe zum Guten; wir begnügen uns vielmehr, wenn das Gute überall nur geschieht, damit die daran geknüpften heilsamen Folgen eintreten und der Menschheit zu Theil werden. Mögen daher die Dichter, neben Aufstellung hoher Ideale reinster Sittlichkeit zu höchster Veredelung und Erweckung reinster Liebe zum Guten, auch die glücklichen Folgen alles Guten vor Augen zu bringen nicht weniger unterlassen, damit der nicht so Vollendete auch von dieser Seite angereizt werde und das Gute geschehe auf alle Weise.

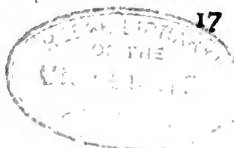
Ebenso verhält es sich mit dem Unvollkommenen, Mangelhaften, ja Bösen. Von höheren Naturen wird es gemieden und geflohen aus reiner Abneigung, ohne irgend zu denken und zu überlegen, es stößt sie zurück, es ist ihrer Natur zuwider. Aber nicht Jeder ist so hoch begabt, oder nicht Jeder hat den angeborenen

Schatz reiner Natur durch den Drang einer von allen Seiten her mächtig einwirkenden Welt in aller Zartheit erhalten können. Stimmen wir uns daher auch in dieser Hinsicht herab und verlangen nicht bloß, daß alles Böse, Verkehrte und Fehlerhafte unterlassen und geflohen werde aus reiner Abneigung, sondern begnügen wir uns, wenn es überall nur gemieden und unterlassen wird. — Mit dem absolut Bösen und Verbrecherischen hat es nun zwar so große Gefahr nicht, denn dieß fällt Jedem in die Augen, es stößt zurück, es bedarf keines Zeigenden und Warnenden, wenigstens nicht des Dichters. Was aber das weniger in die Augen fallende Verkehrte und Fehlerhafte betrifft, woran sich zudem eine Zeit vielleicht so sehr gewöhnt hat, oder worin sie so sehr befangen ist, daß es als solches gar nicht mehr betrachtet wird, so ist dieß ein Anderes und ein Gegenstand sittlicher Wirkung, wie es für die Poesie keinen wichtigeren geben kann.

Und hier ergreife der Dichter der Menschheit schwache Seite, indem er alles Unheil, alle heillosen Folgen in aller Lebendigkeit vor Augen

bringet, die aus allen menschlichen Schwächen, Fehlern und Mängeln als unausbleibliches Resultat hervorgehen.

Nun ist aber unsere Meinung keineswegs, daß der Dichter dieses hohe Ziel erreichen solle, durch das Wort, als Prediger der Moral; denn dieß liegt ganz außer den Grenzen seiner Sphäre, sondern er soll es erreichen durch etwas Besseres, der Poesie Gemäßeres, Wirksameres: durch lebendige Darstellung. Diese wirkt, wie heute, so nach Jahrtausenden in aller ergreifenden Kraft und Frische, und keine Zeit vermag ihr etwas anzuhaben. Eben so wenig ist es erforderlich, daß der Dichter neben seiner Darstellung gleichsam auslegend einherlaufe und sage: das und das habe ich damit sagen wollen. Wehe seiner Darstellung, wenn sie sich nicht selbst laut genug ausspricht, und wenn es einer solchen undichterischen Nachhülfe überall bedürfen sollte. Der große Dichter verbirgt sich hinter seinen Characteren, wie die Gottheit hinter ihrer Welt und beyde vertrauen erkannt zu werden aus ihren Werken. So wirkten alle großen Dichter alter und neuer Zeit,



wie ihre Werke laut genug aussprechen. Sie gleichen Gewitterwolken, die den verderbenden Blitz herabsenden und zwar mit Wahl und Willen auf alles Unheilige und Böse. So wirkte schon Homer. Die Gefährten des Odysseus kommen um, weil sie sich des Geheiligten nicht enthalten können und die Rinder des Apoll schlachten. Die ruchlosen Freyer finden den Untergang in ihrem eigenen Frevel. So steht das leuchtende Siebengestirn der Tragödien des Sophocles als fast eben so viel drohende Cometen am poetischen Himmel, aller Sünde und allem Frevel ein Schrecken. — Alles Unheil, allen Untergang, alles tragische Schicksal knüpfte dieser edle Dichter, sittlich sinnend, an alles Sündliche und Böse, es mag nun von dem Untergehenden selbst begangen seyn oder von Anderen. Oedip büßt den Greuel eines heillosen Schicksals. In der Antigone ist alles Unheil ein Resultat von der Hartnäckigkeit Kreons. Selbst des Herkules Untergang, wiewohl er eigentlich in dem Haß der Juno begründet ist, knüpfte der Dichter an die nicht feine That der Zerstörung Oechalias und Tödtung des Königs

Eurytos, aus bloßer sinnlicher Begierde zu dessen Tochter, der Jole. — Denn diese Jole der treuen edlen Deianira zugesendet, um die Rechte der Gattinn mit ihr zu theilen, ist die Quelle seines Verderbens. — Ajas fällt als Opfer seines Uebermuths gegen Götter und Menschen. Aegisth und Klytämnestra büßen mit ihrem Todte schwere Vergehen. Ueberall erscheint das Verderben als eine Folge der Schuld. Eben so finden wir es beym Shakspeare. Sein Hamlet und Makbeth sind davon die erschütterndsten Beyspiele. Eben so wirkte Goethe. Sein Faust, sein Clavigo, sein Meister, seine Wahlverwandtschaften sprechen alle mehr oder weniger die hohe Warnung aus: Frevele nicht gegen das Heilige der Tugend, Natur und Sitte!

Möchte daher jeder nachfolgende Dichter in die Fußtapfen dieser großen Vorgänger zu treten nicht unterlassen und möchte er bedenken, daß nichts mächtiger von aller Verirrung und allen Mängeln abzuschrecken vermag, als wenn der auf solchem Wege begriffene den Abgrund vor sich eröffnet sieht, wohinein er führt.

Vor allen aber, und dieß ist es besonders, woran es unserer jetzigen Zeit Noth thut, arbeite der Dichter gegen Willensschwäche, gegen moralische Kraftlosigkeit, gegen Mangel an Ueberwindung und Bekämpfung unserer selbst, dieser einzigen Quelle von aller Sünde.

Wir sagen unserer jetzigen Zeit thut es hieran besonders Noth, und dieß sagen wir nicht mit Unrecht. Denn es haben sich in ihr Productionen hervorgethan und die allgemeine Aufmerksamkeit, ja den allgemeinen Beyfall des Volks auf sich gezogen, die gerade das Entgegengesetzte bewirken. Denn was kann unsere moralische Kraft mehr lähmen, als wenn unserer Schwäche mit dem Wahne geschmeichelt wird: „wir können nicht anders, wir müssen sündigen, eine böse Prädestination will es so, alle unsere Sünden waren schon vor unserer Geburt von höheren Mächten abgekartet.“ Beruhet aber die Schuld von Müllner nicht ganz auf diesem Sinne, stand es nicht schon fest, als der Held des Stücks noch im Mutterleibe war, daß er seinen Bruder tödten würde? Was half da alle moralische Kraft, er mußte so handeln,

er mußte seinen Bruder tödten, ein böses Schicksal wollte es so, er konnte nicht anders.

Freylich dergleichen Ideen sind einer schwächlichen Menge sehr schmeichelhaft und tröstend. Solche Ideen mögen aber nur um sich greifen und in das Volk übergehen, und es wird um alle Tugend gethan seyn. Denn wer wird sich Mühe geben sich zu überwinden und böse Neigungen zu unterdrücken, wenn er weiß, daß es schon Alles bestimmt ist, was er thun soll! Nun wird er denken, deinem Schicksal kannst du nicht entgehen, du kannst nicht wider deine Bestimmung; alle Tage deines Lebens sind im Buche des Schicksals schon deutlich und unabänderlich niedergeschrieben, du wirst durch deine Macht kein Tüttelchen ändern, ist auf den heutigen Tag um die und die Stunde eine Sünde bestimmt, so mußt du sie begehen, du magst dich stellen wie du willst. So wird er denken. Und was wird die natürliche Folge seyn? Er wird sich seinem Schicksale ergeben, er wird thun, wohin ihn seine Neigungen treiben, es mag ihn nun führen wohin es wolle.

Das tragische Schicksal beruhe nicht darin, daß wir sündigen müssen, sondern vielmehr darin, daß wir den Folgen nicht entgehen können, wenn wir fehlten. Jean Paul sagt sehr schön: „das tragische Schicksal sey das mit der Schuld verknüpfte Verhängniß, es sey das fortlaufende Gebirgsecho eines menschlichen Mißtons." Dieses Gebirgsecho beruhet nun in einer unabänderlichen Nothwendigkeit; der es erregende Mißton aber werde nicht dargestellt als unausweichliche Bestimmung einer höheren Macht, sondern dieser beruhe ganz in der Freyheit des menschlichen Willens. Denn was wäre der Mensch sonst weiter als eine bloße Maschine, Tugend und Laster wären leere nichtige Worte, die Basis aller menschlichen Würde wäre von Grund aus zerstört. Dahin möge es nicht kommen, solche heillose, die Menschheit untergrabende Ideen mögen sich nicht verbreiten!

Jeder Dichter soll zunächst auf seine Zeit wirken, in der er lebt.

Was wäre nun jetzt, da die gerügten Productionen, wiewohl ohne Absicht ihrer Verfasser, auf Lähmung unserer moralischen Kraft wirken,

allen Dichtern mehr zu empfehlen, als eine mächtige Wirkung auf das Gegentheil, auf Rettung unserer geistigen Freyheit, Erweckung des Vertrauens zu unserem moralischen Vermögen und auf Besiegung alles Bösen durch die Macht unseres Willens.

Dadurch würde die große heilbringende Wahrheit verbreitet werden, daß jedem sein Schicksal gleichsam als ein Material unter die Hände gegeben ist, das er zu verarbeiten hat und woraus er sich bilden kann, was er will, entweder Gutes oder Böses.

Einer solchen Wahrheit fehlt es auch nicht an poetischer Tiefe, es kommt nur auf den Dichter an, der sie zur Erscheinung bringt.

Einige Ansichten in Bezug auf poetische Form.

Von der Form läßt sich sagen: sie bediene sich des Gehaltes und Stoffs zur Verkörperung des poetischen Geistes.

Aller Inhalt eines Gedichts nämlich ist entweder reines Ergebniß aus dem Geist oder Gemüth des Dichters, oder etwas aus dem Leben und Seyn der äußern Welt Hereingenommenes. Im ersten Falle nennen wir ihn Gehalt, im zweyten Falle Stoff. Der Gehalt ist demnach subjectiv, der Stoff objectiv.

Mit allem Gehalt und Stoff aber läßt sich noch nichts machen, Beydes ist bloß als Material anzusehen. Soll sich ein Ganzes bilden, so muß zuvor ein Drittes hinzukommen, ein

Ursprüngliches, Beseelendes und Belebendes, was den gemäßen Gehalt und Stoff an sich zieht, zusammenhält und Beyde durchdringt.

Dieses Dritte ist der poetische Geist, oder die Gedicht-Seele. Bey aller dichterischen Entstehung ist dieß das Erste, Uranfängliche. Es erwacht und lebt im Dichter als Total-Gefühl ohne Bild und Wort, es ist der erste Funke der Erfindung. Es ist dasjenige, was in den Leser als Stimmung übergeht, als Wirkung und Eindruck des Ganzen.

Ist nun dieser Geist im Innern des Dichters einmal rege geworden, so hat er sich schnell mit dem gemäßen Gehalt und Stoff verbunden, eine kleine Welt tritt im Geiste des Dichters hervor zu immer hellerem Bewußtseyn, er wird von ihr Herr, er kann sie läutern und ordnen, von ihr hinwegnehmen und hinzuthun, bis er sie zu einem schönen Ganzen geründet und vollendet glaubt, und in der gemäßen Form, auch Andern zu erfreulichem Genuß, hervortreten lassen kann.

Insofern nun diese Operation nicht instinctmäßig geschicht und insofern der Dichter hiebey

mit Besonnenheit zu Werke geht, können ihn Gesetze und Regeln leiten, deren Kenntniß und Anwendung auf die Vollendung seiner Productionen gewiß einen günstigen Einfluß haben wird.

Wollten wir uns nun nach solchen Gesetzen und Regeln umthun, so wäre wohl der nächste Weg uns an vollendete Muster zu wenden, und sie daraus abzuleiten; wie denn alle Theorie aus der vorangegangenen Praxis zu entstehen pflegt.

Da aber alle Theorie an sich etwas Körperloses, Abstractes ist, und der Mensch und besonders der Dichter sich gerne an etwas Sinnlichem, Anschaulichem halten mag, so käme es darauf an, ob man nicht außerhalb der Poesie einen Halt finden könnte, wo der Dichter dasjenige körperlich geschehen sähe, was er geistig thun möchte.

Fände nun dieses körperliche Bilden überdieß nach ewigen, erhabenen, übermenschlichen, göttlichen Gesetzen statt, so wüßten wir nicht, wo der Dichter etwas Sicheres finden wollte, das ihn als leitendes Vorbild dienen möchte.

Und ein solches untrügliches Vorbild findet der Dichter in dem schaffenden Geiste der Natur, der ja in ewiger Verkörperung von Characteren begriffen ist.

Denn so wie jedes Gedicht einen Character, eine Seele hat, so läßt sich auch von jedem Geschöpf, sowohl der vegetabilischen als animalischen Welt sagen, daß es einen Character, eine Seele, ein geistiges Leben habe. Jedem Thier, jeder Pflanze liegt ein solches Leben zum Grunde, ein Gesetz, wonach es in der Erscheinung wird, was es nun grade wird. Fehlte dieses, so würde sogleich die unsinnigste Willkür, Ausschweifung und Verwirrung eintreten. Es ist aber in der Natur die größte Ordnung, die schärfste Consequenz, die strengste Nothwendigkeit, und alles Dieses deutet auf Geister und Seelen, die dem Körperlichen inwohnen, die es beschränken, beherrschen, zügeln und ihm die gehörige Richtung und Form vorschreiben. Die Verwandtschaft zwischen natürlicher und dichterischer Production ist demnach so nahe, daß die Gesetze der Poesie, insoweit sie die Verkörperung des poetischen Geistes betreffen, sehr wohl

auf die Gesetze der organischen Verkörperung gestützt werden möchten.

Wenden wir nun unsern Blick auf die Werke der Natur, so tritt uns sogleich auffallend entgegen eine grenzenlose ins Unendliche gehende Mannigfaltigkeit der Geschöpfe.

Nun wäre die Aufgabe: zu untersuchen, in welchem Gesetz der Natur diese Mannigfaltigkeit ihren Grund habe, und wir hätten das Grundgesetz aller organischen Verkörperung gefunden.

Diese Aufgabe zu lösen, betrachten wir jedes einzelne Geschöpf für sich und wir finden in ihm einen strengen Bezug auf sich selbst, eine Vereinigung des seiner eigensten Natur Entsprechenden, Angemessenen, und eine scharfe Sonderung von allem Fremden, zu seiner eigensten Natur nicht Gehörigen.

Sehen wir z. B. einen Löwen an, so finden wir seinen Character ausgeprägt in allen seinen Gliedern. Die Knochen seiner Beine sind so stark und mächtig, die Zähne so fest, Brust und Genicke so trotzig, wie es bey einem Löwen seyn muß. Wir finden kein Glied, was

nicht mit dem Character des Ganzen in völliger Uebereinstimmung wäre; wir können daher sagen: die Theile haben einen strengen Bezug zum Ganzen, oder: das Geschöpf habe einen strengen Bezug auf sich selbst, es sey in ihm völlige Einheit, das Ganze sey eine in sich abgeschlossene kleine Welt.

Und diese innige Harmonie ist da, weil dem Ganzen ein geistiges Leben, eine Seele, zum Grunde liegt, von der die einzelnen Theile ausgehen und bedingt werden. So wie der Character der Seele ist, so muß auch der Character der einzelnen Körpertheile seyn.

Wären dagegen die Körpertheile dem Character der Seele nicht völlig gemäß gebildet, so wäre die Einheit verletzt, es wäre nicht mehr eine in sich abgeschlossene kleine Welt, das Gesetz der Mannigfaltigkeit wäre aufgehoben. Wäre z. B. der Löwe nicht durch und durch Löwe, sondern fänden wir an ihm Glieder vom Wolfe, andere vom Rehe, andere vom Schaafe, so wäre das eine Verletzung der Einheit, eine Vermengung mit Bestandtheilen fremder Reiche. Aber die Natur ist über eine solche

unsinnige Vermischung weit erhaben. So ist der Weidenbaum durch und durch Weide und mit Zweigen und Blättern einer Eiche, Tanne, Buche oder Linde nicht vermengt. Bey keinem Geschöpf finden wir ein Hinüberspielen in das Reich und die Eigenthümlichkeit eines andern; vielmehr finden wir überall eine strenge vom Keim und dessen Character aus- und fortgehende Consequenz.

Und in diesem Gesetz eines strengen Bezuges der Körpertheile zu dem Grundcharacter eines Geschöpfs liegt die Quelle der ins Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit aller natürlichen Erzeugnisse.

Die Anwendung hievon auf die Poesie zu machen liegt sehr nahe; wir begnügen uns aber bloß mit diesen Andeutungen, indem wir glauben, daß sie einem Dichter völlig genügen werden, um sich daraus die nöthigen Regeln für die Einheit seiner Productionen selbst abzuleiten.

Sehen wir uns nun um, ob nicht vielleicht ein Dichter schon praktisch in diesem Sinne gehandelt haben möchte, so haben wir die Freude, zu finden, daß Goethe ganz in diesem Sinne

gehandelt hat; woher denn auch die große Mannigfaltigkeit seiner Productionen zu erklären, die alle wie in sich abgeschlossene größere oder kleinere Welten dastehen, und deren jede die Quelle jener bewunderten Mannigfaltigkeit, in einem strengen Bezuge auf sich selbst, in sich trägt.

Das Verfahren Goethe's bey Verkörperung des poetischen Geistes ist demnach sehr wohl dem des schaffenden Geistes der Natur zu vergleichen, der sich überall selbst verbirgt, sich selbst, so wie jedes Fremde in die Geschöpfe nicht hineinmengt, sondern jedes frey und rein entstehen läßt in derjenigen Form, wie sie dem geistigen Keime gemäß ist, wie dieser sie will und vorschreibt.

Goethe haßt nichts mehr als Vermengungen, als ein Hinüberspielen in das Reich eines fremden Geistes. Auch wo er nicht poetisch verfährt, muß er vereinigen und sondern, immer wie es der jedesmalige Geist und Gegenstand erfordert. Man betrachte nur das zum bessern Verständniß des Divans Geschriebene und man wird an der getrennten Behandlung, wo jedes

auszusprechende Wort unter besonderer Ueberschrift erscheint, das Gesagte bestätigt finden. Alles muß sich bey ihm zu einem eigenthümlichen Ganzen ründen, Jedes muß dastehen in seinem eigensten Umfange in seiner schärfsten Begrenzung und hieraus erwächst die große Klarheit und Faßlichkeit der Ansicht, deren wir uns bey Allem was von Goethen ausgeht zu erfreuen haben.

Ein solches Verfahren erfordert hohe Besonnenheit, es erfordert ein ruhiges Herumwälzen und Abründen des Gegenstandes im Geiste des Dichters. Oder es will, falls der Dichter bewußtlos das Rechte thun soll, leidenschaftliche Liebe für den Gegenstand, die, partheiisch, alles Fremde und Ungehörige ausschließe; wie wir denn auf diese Weise lyrische Productionen entstehen sehen, die, aus dem Gefühl des Dichters bewußtlos dahingeströmt, völlige Ründung und Vollendung haben und wie aus einem Gusse durchaus gesund und untadelig erscheinen.

Dieses letztere Verfahren ist der Jugend gemäß, ersteres dem vorgerückteren Alter. Denn nicht allein, daß bey der Jugend leidenschaftli-

che Wärme recht zu Hause ist, sondern sie hat auch, bey geringen Kenntnissen und Erfahrungen, mit mannigfaltigen bey der Production rege werdenden, aber abzuweisenden, Beziehungen nicht zu streiten. Dem vorgerückteren Alter aber thut Besonnenheit noth, um, bey abgekühlterer Leidenschaft und einem größeren Vorrath empirischer und wissenschaftlicher Erinnerungen, alles bey der Production hereinschwatzen wollende Zuviele und Ungehörige abzuweisen und die erwünschte schöne Einheit mit kräftigem Willen und Bewußtseyn zu behaupten und durchzuführen.

Zuviel gelehrtes Treiben, insofern dadurch Leben und Frische des Dichters gedämpft und die Masse wissenschaftlicher Erinnerungen zu groß werden möchte, ist der Einheit der poetischen Production sehr gefährlich.

Als Folge der Einheit bey Verkörperung des poetischen Geistes ist zu bemerken, daß, wenn Goethe eine Person redend einführt, sie nur auf solche Dinge vergleichsweise anspielt, die in dem Kreise ihres Lebens und ihrer Er-

fahrungen liegen. Ein Schiffer, ein Kaufmann, ein Krieger, ein Jäger, jeder wird nur solche Dinge berühren, wie sie sich ihm aus seiner täglichen Umgebung und Beschäftigung wie von selbst anbieten. So sagt der Fischerknabe, der täglich mit seinem Taschenmesser zu thun hat:

Blicke sinken, Worte stocken,
Wie ein Taschenmesser schnappt
Faßte sie mich in die Locken,
Und das Bübchen war ertappt.

So der Knabe im Divan:

Und so schläft nun aller Vogel
In dem groß und kleinen Neste.

Gleicherweise bewegt sich Suleika nur in dem engen Kreise ihres weiblichen Lebens, wogegen aber Hatem, als Dichter, die Höhe, Tiefe und Breite einer ganzen Welt anspielungsweise berührt.

So auch ist eine Folge dieser Einheit, daß die Denkungs- und Gesinnungsweise aller Goetheschen Charactere der Art ist, wie sie sich ver-

möge der von Jugend auf eingewirkten Umgebung, Beschäftigung und Lebensweise hat bilden müssen. Man betrachte nur die Form der Charactere im Wilhelm Meister, im Götz von Berlichingen oder in jedem andern Goetheschen Werke und man wird sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen.

Ferner haben alle Goetheschen Charactere einen gewissen Hauch von dem allgemeinen Geist, der dem jedesmaligen Werke zum Grunde liegt, wozu sie gehören, so sehr, daß sie zu keinem anderen Werke passen, daß sie, in jedes andere Werk versetzt, sogleich völlig fremd erscheinen werden. Man denke sich nur einen Character aus dem Götz versetzt in den Tasso, oder aus dem Egmont in die Iphigenie, oder aus dem Meister in die Wahlverwandtschaften, und man wird sogleich fühlen, wie nahe und innig jeder Character dem Werke angeschaffen ist, in welchem wir ihn nun einmal finden.

Das nenne ich vom Geist ausgehende Einheit! Das nenne ich musterhafte Verkörperung des poetischen Geistes!

So wie wir bey Naturerzeugnissen finden, daß jedes den ihm zum Grunde liegenden Character unverkennbar in jedem Zuge ausspricht, und also sein innerstes Wesen deutlich herausgekehrt und ausgeprägt ist, so verlangen wir dieß auch von dem Character eines Gedichts. Sehen wir einen Löwen im Käfig, einen gefangenen Fuchs an der Kette, so läßt uns jeder Zug ihres Aeußern über das Wesen ihres Innern nicht einen Augenblick im Zweifel. Die Kraft der Eiche ist ausgeprägt bis auf's Blatt, den weichen Character der Linde finden wir auch im Blatte wieder. Betrachte ein Rebhuhn neben einem Habicht, ein sanftes Reh neben einem Wolf, und jeder Zug ihres Aeußern wird dir sogleich sagen, wie jedes gesonnen ist.

Bey Goethen finden wir dieses Ausprägen des Characters bis auf's Aeußerste in Bewegung, Worten und Klängen in besonderer Stärke. Ist der Geist eines Gedichts barsch und rauh, so ist es auch die Sprache:

Wohl! Herr Knitterer, er kann sich
Mit Zersplitterer vereinen,

Und Verwitterer alsdann sich
Allenfalls der Beste scheinen.

Wie schilt und grollt hier nicht die Sprache, man kann nichts Barscheres hören.

Ist der Geist sanft und milde, so tönen auch die Worte sanft:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruhest du auch.

Welche Melodie in den sanften Tönen dieses wunderzarten Gedichts! und wie spricht der Ton jedes Worts den Character des Ganzen so unverkennbar aus! Wenn man einem Fremden, unserer Sprache Unkundigen, dieses Gedicht in aller Milde sprechen wollte, er müßte schon aus den Tönen hören, wovon ungefähr die Rede ist. Man könnte nun sagen, es liege diese Wirkung in dem Character unserer Sprache; aber es

kommt doch darauf an, sie zu benutzen und die Töne an den Ort zu stellen, wo sie die meiste Wirkung thun. Im vorstehenden Gedicht stehen die weichsten Töne an den Endungen der Verse und dadurch eben thut das Ganze so große Wirkung. Wie weich sind die Ausgänge: Gipfeln, Ruh, Wipfeln, du, Hauch, Walde, balde, auch. In all den Worten nicht ein einziges S. und T., und nur ein einziges kaum hörbares R. Die Anfangsworte der Verse dagegen sind bis auf wenige bey weitem nicht so milde: Ueber, Ist, In, Spürest, Kaum, Du, Warte, Ruhest.

Ob nun Goethe ohne Wahl und Absicht dieses so schön gemacht, oder ob er auch bey diesem Gedicht mit künstlerischer Auswahl Alles so gestellet hat, kann man nicht wissen. So viel ist jedoch zu behaupten, daß die höchste, besonnenste Kunst nicht anders zu Werke gehen könnte.

Ist der Geist eines Gedichts frisch wie die anwehende Morgenluft, so ist es auch der Klang der Sprache:

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Aesten der Zypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt
Bis zu Thaues luft'ger Nässe.

Solche Musterstellen geben uns eine Idee, wie der Character des Geistes bis auf Wort und Klang ausgeprägt werden müsse. Aber so etwas muß sich wie von selbst machen, die Leichtigkeit und Natur der Verse muß nicht darunter leiden, das Streben nach solcher Vollkommenheit muß nicht in Künsteley ausarten; vielmehr muß auch hier die Kunst so erscheinen, daß sie kaum als Kunst bemerkt werde.

Auch bey Goethen finden wir solche Stellen nur selten, er scheint nie danach gestrebt zu haben.

In folgendem schönen Gedicht finden wir den milden Character durch und durch in Bewegung und Worten:

Suleika.

Ach! um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:

Denn du kannst ihm Kunde bringen
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen,
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bey deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sey mein Leben,
Freudiges Gefühl von beyden
Wird mir seine Nähe geben.

Wie der wechselnde Character des Geistes sich durch rhythmische Bewegung ausdrücken lasse, hat Goethe musterhaft gezeigt in der Ode an Schwager Kronos:

Spude dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Frisch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Rasch in's Leben hinein!

Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.
u. s. w.

Und so mögen diese wenigen Beyspiele genügen, um zu zeigen, daß Goethe auch in der äußersten Ausprägung des Characters durch Töne und Bewegung der Sprache so musterhaft ist, wie es nur die Erzeugnisse der Natur in dieser Hinsicht seyn können. Dem nachstrebenden Dichter mögen daher Beyde als Muster dienen. Will er Goethen nicht nachwandeln, so halte er sich an die Erzeugnisse der Natur; weiß er sich in diesen nicht zu finden, und sich aus ihnen die nöthigen Richtungen für seine Productionen nicht abzuleiten, so mag er sich an Goethen halten, bey welchem er schon eine vollendete Anwendung findet. Auf jedem Wege ist er auf's Beste empfohlen und auf jedem wird er zum erwünschten Ziele gelangen.

Jetzt noch einiges Allgemeine auf die Verkörperung des poetischen Geistes oder der Gedicht-Seele Bezügliche, wobey die Natur uns nicht als Norm dienen kann, sondern wobey wir bloß vollendete poetische Productionen als Muster vor Augen haben.

Alles dichterisch in Anregung Kommende ist entweder ein Geist oder ein Gefühl.

Alles Gefühl aber, sey es Liebe oder Haß, hat eine objective Richtung, einen Gegenstand, worauf es geht und mit dem es sich vereinigt und verkörpert; mit diesem mag es zur Erscheinung kommen.

Der Geist aber ist etwas Freyes, Ungebundenes, über alles Körperliche Hinausgehendes, Abstractes, der als solcher durch das bloße durchsichtige Wort nicht dichterisch zur Erscheinung kommen kann, und der zu seiner sinnlichen Darstellung einen Körper wählen muß, der ihm gemäß sey und in welchem er gewissermaßen schon enthalten.

Diese Verkörperung des Geistes geschieht auf einem dreyfachen Wege: durch Handlung, Leben und Gleichnisse.

Will der Geist, als Ansicht der Dinge, auf die lebendigste wirksamste Weise verkörpert erscheinen, so wählt er sich Handlung und Leben. Und so sehen wir epische und dramatische Dichtungen entstehen, in denen beyden sich der poetische Geist in Handlung und Leben, vergange-

nes oder gegenwärtig entstehendes, verkörpert hat. In beyden Fällen läßt der Geist den Körper so sehr hervortreten und verbirgt sich selbst so tief, daß es eines scharfen Blickes, eines tief eindringenden Forschens, ja eines verwandten Geistes bedarf, um ihn in seiner wahren Gestalt zu erkennen; wie denn die Geister der größeren Goetheschen Productionen viele Jahre lang im Verborgenen verkannt und unerkannt gewaltet haben, bis es endlich neueren tüchtigen Geistern gelungen ist, über sie einige Klarheit zu verbreiten.

Im Epischen und Dramatischen also verkörpert sich der poetische Geist durch Handlung und Leben. Im Lyrischen hingegen besonders durch Gleichnisse.

Die Art und Weise, wie der Dichter hiebey zu Werke gehen solle, können wir nicht anschaulicher machen als durch ein höchst musterhaftes Gedicht aus dem Divan, wodurch uns das Wesen solcher Verkörperung in einem besonderen Falle vor Augen liegt.

Wollte nämlich ein Dichter aussprechen, wie seine Gedichte in ihm entständen, sich nach

und nach still entwickelten und ausbildeten, bis sie zuletzt mit einem Male vollendet hervorträten; so konnte er dieß dichterisch nicht auf directem Wege thun, denn dieß wäre etwas durchaus Geistiges, Abstractes und also durchaus Unpoetisches. Er würde sich demnach umzusehen haben, wo er etwas solchem Geiste Gemäßes, Sinnliches finden möchte. Goethe, sich in solchem Falle befindend, wendete sich dahin, wo er dasjenige körperlich, organisch, geschehen sähe, was in ihm geistig vorging. Unstreitig der richtigste Weg, den er einschlagen konnte! Er wendete sich an die Natur und fand hier zu seinem Geiste einen so entsprechenden Körper, wie man sich ihn nicht besser denken kann. Denn wie der Dichter seine Lieder im stillen Gemüth hegt und trägt und nach und nach ausbildet, bis sie mit einem Mal vollendet zum Vorschein kommen; so hegt und wiegt der Kastanienbaum seine Früchte in grüner stachliger Hülle verborgen und giebt sie nicht eher los, als bis sie völlig reif, braun und vollendet sind, wo denn die grüne Schale sich öffnet und die glänzenden Früchte in Menge herabfallen.

Ein besseres den Geist anschaulicher aussprechendes Gleichniß läßt sich gar nicht denken, und deshalb möge dieß schöne Gedicht aus dem Divan, als Muster einer geistigen Verkörperung, hier einen Platz finden.

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh' nur hin!
Laß dir die Früchte zeigen
Umschalet stachlig grün.

Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich,
Ein Ast der schaukelnd wallet
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von Innen
Und schwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und säh die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er sich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schooß.

Wir sagten Goethe habe sich in der organischen Welt nach einem entsprechenden Gleichniß umgesehen, und da habe er denn dieß höchst passende gefunden. Es ist aber ein solches Finden durchaus unwillkürlich. Der Dichter weiß wohl ungefähr was er haben will, aber der bestimmte Gegenstand, den er für den passendsten halten und den er nun gerade wählen wird, ist ihm noch völlig unbekannt. Glück und Zufall muß hiebey das Beste thun, nur das Ergreifen oder Verwerfen ist Sache des Dichters.

So ist es auch nicht gesagt, daß der Geist jedesmal eher da seyn müsse als der Körper; vielmehr tritt der Geist dem Dichter oft erst entgegen bey Erblickung des Körpers, den er stumm bewohnt. In solchem Fall geschieht die Erfindung beyder in einem und demselben Moment, der Dichter weiß nicht, ob ihn der Geist zum Körper, oder der Körper zum Geist führte.

Oft bedient sich der Dichter des Gleichnisses weniger zur Verkörperung als zur Verstärkung.

Um z. B. auszusprechen, daß ein Gedicht sich nicht gut geheim halten lasse, sondern daß es gerne zum Vorschein komme, könnte man nur sagen:

Schwer zu verbergen ist ein Gedicht,
Man stellt es untern Scheffel nicht.
Hat es der Dichter frisch gesungen,
So ist er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geschrieben,
Will er die ganze Welt soll's lieben.
Er liest es Jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

und einer anderweiten Verkörperung würde es nicht bedürfen.

Aber damit Vorstehendes noch weit eindringlicher und kräftiger gesagt würde, sah sich Goethe nach entsprechenden Gleichnissen um und schrieb folgendermaaßen, wodurch denn die Sache ein ganz anderes Ansehn bekommt:

Was ist schwer zu verbergen? das Feuer!
Denn bey Tage verräth's der Rauch,
Bey Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner ist schwer zu verbergen auch

Die Liebe, noch so stille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen schlägt.
Am schwersten zu bergen ist ein Gedicht,
Man stellt es untern Scheffel nicht.
Hat es der Dichter frisch gesungen,
So ist er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geschrieben,
Will er die ganze Welt soll's lieben.
Er liest es Jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

Ferner, um den Menschen zur Mildthätigkeit, zum Almosengeben zu ermahnen und anzureizen, wäre es sinnlich und dichterisch genug gesprochen, wenn man sagte:

. . . . habe
Stets vor Augen wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegen dränget,
Zierlich dankbar was du reichst empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein sprechend Streben!
Schau es recht und du wirst immer geben.

Aber Goethe sah sich nach verstärkenden lieblichen Gleichnissen um und schrieb wunderschön folgendermaaßen:

Lieblich ist des Mädchens Blick der winket,
Trinkers Blick ist lieblich eh er trinket,
Gruß des Herren der befehlen konnte,
Sonnenschein im Herbst der dich besonnte.
Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegen dränget,
Zierlich dankbar was du reichst empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein sprechend Streben!
Schau es recht und du wirst immer geben.

Dieß ist eins der schönsten Gedichte im ganzen Divan, ja ich muß gestehen, daß ich mir kein schöneres Gedicht denken kann. Goethe mag sich gefreut haben als er es gemacht hatte. Gelänge mir je ein ähnliches, ich wäre zeitlebens glücklich. Dieß Gedicht stellt sich dar als schönste Seele, in dem entsprechendsten schönsten Körper. Man übersetze es in alle nur denkbare Sprachen und es wird immer schön bleiben, im-

mer zu Herzen sprechen. Es ist ganz unverwüstlich.

Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Oft bedient sich der Dichter der Gleichnisse zur Versinnlichung und Verstärkung zugleich.

Will z. B. Goethe die Lehre anschaulich und eindringlich machen, daß man in der Welt Niemanden verletzen, vielmehr Jeden mit Liebe behandeln und begegnen solle, so thut er dieß höchst dichterisch folgendermaaßen:

Reitest du bey einem Schmied vorbey,
Weißt nicht wann er dein Pferd beschlägt;
Siehst du eine Hütte im Felde frey,
Weißt nicht ob sie dir ein Liebchen hegt;
Einem Jüngling begegnest du schön und kühn,
Er überwindet dich künftig oder du ihn.

Am sichersten kannst du vom Rebstock sagen
Er werde für dich was Gutes tragen.
So bist du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederhohlen.

Wir sagten: der Geist könne als etwas über das Körperliche Hinausgehendes, Abstractes, durch das durchsichtige Wort nicht dichterisch zur Erscheinung kommen.

Hat aber der Geist eine nahe Richtung aufs Leben, so werden auch die Worte, die ihn verkündigen möchten, Worte des Lebens seyn, als solche Körper genug haben und einer anderweiten Versinnlichung nicht bedürfen. Folgende Gedichte aus dem Divan werden das Gesagte bestätigen:

Befindet sich einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen;
So lang der Tüchtige lebt und thut,
Möchten sie ihn gerne steinigen.
Ist er hinterher aber todt,

Gleich sammeln sie große Spenden
Zu Ehren seiner Lebensnoth
Ein Denkmal zu vollenden,
Doch ihren Vortheil sollte dann
Die Menge wohl ermessen,
Gescheiter wär's den guten Mann
Auf immerdar vergessen.

Und wer franzet oder brittet,
Italiänert oder teutschet,
Einer will nur wie der andre
Was die Eigenliebe heischet.

Denn es ist kein Anerkennen,
Weder vieler, noch des einen,
Wenn es nicht am Tage fördert
Wo man selbst was möchte scheinen.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgesinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunst gewinnet.

Wer nicht von dreytausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Wir sagten ferner: im Epischen und Dramatischen verkörpere sich der Geist durch Handlung und Leben; im Lyrischen hingegen besonders durch Gleichnisse.

Aber auch im Lyrischen verkörpert sich der Geist durch Handlung und Leben wie vortreffliche Gedichte zu Hunderten beweisen. Wir erinnern nur an das lebensvolle:

Verwünschter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht blessirt zu seyn.
u. s. w.

so wie unter den Balladen an die Braut von Corinth und den Gott und die Bajadere.

Alles Gefühl hat vorzugsweise eine objective Richtung, einen Gegenstand, worauf es geht, mit dem es sich verkörpert und mit welchem es dichterisch zur Erscheinung kommen kann.

Alle Liebes- und Lebens-Gefühle mögen daher mit ihren Gegenständen, worauf sie gehen, als poetische Situationen, uns unmittelbar entgegenkommen, wie in folgendem Gedicht aus dem Divan:

Voll Locken kraus ein Haupt so rund! —
Und darf ich denn in solchen reichen Haaren,
Mit vollen Händen hin und wieder fahren
Da fühl' ich mich von Herzensgrund gesund.
Und küß' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich frisch und immer wieder wund.
Der fünfgezackte Kamm, wo sollt' er stocken?
Er kehrt schon wieder zu den Locken.
Das Ohr versagt sich nicht dem Spiel,
Hier ist nicht Fleisch, hier ist nicht Haut,
So zart zum Scherz so liebeviel!
Doch wie man auf dem Köpfchen kraut,

Man wird in solchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
So hast du Hafis auch gethan,
Wir fangen es von vornen an.

Und in folgendem, wo der eifersüchtige Schenken-Knabe spricht.

Du, mit deinen braunen Locken,
Geh' mir weg verschmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,
Nun so küßt er mir die Stirne.

Aber du, ich wollte wetten,
Bist mir nicht damit zufrieden,
Deine Wangen, deine Brüste
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubst du wohl mich zu betrügen,
Daß du jetzt verschämt entweichest?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen, wenn du schleichest.

Aber auch Gefühle der Liebe und des Lebens treten oft nicht an sich hervor, sondern hüllen sich wohl in entsprechende Gleichnisse, in den Körper eines verwandten Lebens, wie in folgendem schönen Gedichte des Divans:

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,
Gewiß das Weltall zu besiegen
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttin weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind,
Ihr scheint er nur allein zu scheinen,
Für alle heitre Räume blind

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer
Und häufiger quillt ihr Thränenguß;
Er sendet Lust in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten,
Und unverwandt schaut sie hinauf,
Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildniß auf.

Und so umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen,
Doch er! doch ach! erreicht sie nicht.

So, nach des Schicksals hartem Loose,
Weichst du mir Lieblichste davon,
Und wär' ich Helios der große,
Was nützte mir der Wagenthron?

Aber dieses Gleichniß von der Liebe zwischen Sonne und Wolke, und der Qual ihrer Trennung ist so schön und so frisch uud so von Liebe durchdrungen, daß dieselben Gefühle der Wehmuth über uns kommen, als wenn der Dichter uns unmittelbar das menschliche Leiden einer unüberschreitbaren Trennungskluft geschildert hätte.

Ein gleich schönes rührendes Muster eines durch entsprechende Gleichnisse verkörperten Gefühls ist jenes vielbekannte:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,"
u. s. w.

Wir haben oben gesagt: Die Form bediene sich des Gehalts und Stoffs zur Verkörperung des poetischen Geistes oder der Gedicht-Seele.

Nun läßt sich bemerken, daß als Material in einigen Dichtungen der Gehalt vorherrschet, in andern der Stoff.

Strömt der Dichter sein subjectives Selbst aus, so herrscht der Gehalt vor, giebt er uns aber das Leben und Seyn der äußern Welt, so herrschet der Stoff vor.

Folgendes schöne Gedicht ist ganz aus Stoff gebildet:

An dem reinsten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und sang,
Jung und schön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang:
So la la! le ralla!

Thyrsis bot ihr für ein Mäulchen
Zwey, drey Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte sie ein Weilchen;
Doch sie sang und lachte fort:
So la la! le ralla!

Und ein andrer bot ihr Bänder,
Und der dritte bot sein Herz;
Doch sie trieb mit Herz und Bändern,
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla!

In folgendem herrscht der Gehalt vor:

Ach! wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach! wer bringt nur Eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach! wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

So auch ist in Goethe's Oden und im Divan, besonders im Buche des Unmuths der Gehalt vorherrschend, in seinen Balladen hingegen der Stoff.

Im Ganzen aber läßt sich sagen, daß Schiller und Klopstock sich zur Verkörperung der Gedicht-Seelen mehr des Gehalts bedient haben, Goethe mehr des Stoffs.

Aber die Quelle der überwiegenden Objectivität bey Goethe liegt hierin nicht.

Denn da das eigentlich Wirksame eines Gedichts so wenig im Stoff als im Gehalt beruht, sondern in der das Ganze durchdringenden Seele, so hängt auch die Objectivität oder Subjectivität eines Dichters nicht von der vorherrschenden Verwendung von Stoff oder Gehalt ab, sondern davon, ob er fähig ist, objective

Gedicht=Seelen, Geister, Charactere zu erschaffen oder nicht, und ob er ferner fähig ist, diese mit dem gemäßen Gehalt und Stoff gehörig zu verkörpern, und frey und selbstständig hervortreten zu lassen.

Und wie nun in solchem Fall die Gedicht-Seele ein objectives Wesen wird, so wird auch der Gehalt objectiv, der sie verkörpert. Denn in solchem Fall erscheint das aus dem Innern des Dichters Verwendete nicht mehr als Eigenthum des Dichters, sondern als Eigenthum des Characters, aus dessen Innern es hervorzuquillen scheint, und von dessen Wesen es die Eigenthümlichkeit annimmt.

Alle schönen Gedichte der Suleika und des Schenken im Divan können als Muster dienen. Von Goethes übrigen vielen lyrisch=objectiven Gedichten als: der Goldschmiedsgesell, Schäfers Klagelied, Jägers Abendlied, Kriegsglück, Schweizerlied, Zigeunerlied u. s. w., wollen wir nur das

im Geiste eines finnländischen Mädchens gedichtete hersetzen.

Käm' der liebe Wohlbekannte
Völlig so wie er geschieden;
Kuß erkläng' an seinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut sie geröthet;
Ihm den Handschlag gäb' ich, wären
Seine Fingerspitzen Schlangen.

Wind! o hättest du Verständniß,
Wort' um Worte trügst du wechselnd,
Sollt' auch einiges verhallen,
Zwischen zwey entfernten Liebchen.

Gern entbehrt' ich gute Bissen,
Priesters Tafelfleisch vergäß' ich,
Eher als dem Freund' entsagen,
Den ich Sommers rasch bezwungen,
Winters langer Weis' bezähmte.

Es mag oft scheinen, als bestehe ein Gedicht bloß aus Gehalt und Stoff, als werde

es von keinem weiteren besonderen Geist, außer demjenigen, wie er mit dem Gehalt verbunden erscheint, bewohnt.

Allein diese Abwesenheit ist bloß scheinbar, nicht wirklich.

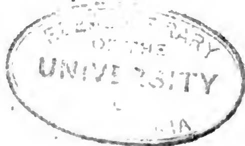
Denn wäre kein allgemeiner Geist, keine dem Ganzen zu Grunde liegende Seele da, nach welchem Gesetz könnte es denn in der Erscheinung werden, was es nun grade wird? Woher käme denn die jedem Gedicht inwohnende Eigenthümlichkeit, der Character?

Fehlt der allgemeine Geist, die Gedicht-Seele, oder hat der Dichter von ihr nicht das gehörige deutliche Bewußtseyn; so werden Gehalt, Stoff und Form in's Blinde hinwirken, so wird ein Product entstehen, von welchem man hinwegnehmen oder hinzuthun kann, ohne daß es dadurch eben leide.

Darin aber besteht ja eben die Vollendung und das ist ja eben das Große, daß sich von

keinem poetischen Erzeugnisse etwas hinwegnehmen oder hinzuthun lasse, ohne den eigenthümlichen Character des Ganzen zu verletzen.

Und diese nicht die Aenderung eines Tüttelchens duldende Vollendung, wie wäre sie möglich, wenn nicht dem Ganzen ein allgemeiner Geist, eine Seele zum Grunde läge, von der jeder einzelne Theil bis auf's Kleinste ausging, durchdrungen, und zu einem in sich abgeschlossenen Wesen vereinigt worden!



Jena, gedruckt bei Frommann und Wesselhöft.

